

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



Bildung, Bach und Bürgertum

Die evangelische Kirche und ihr Klassismus

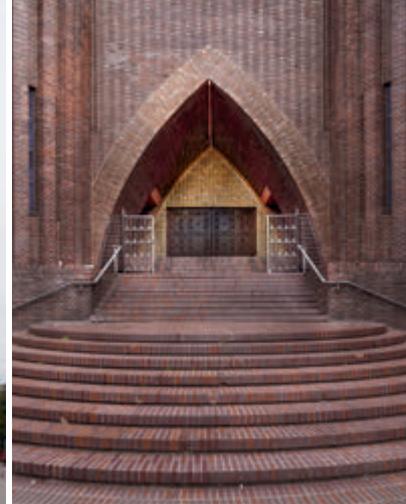
Das Ende der Ortsgemeinden UTA POHL-PATALONG

Ausblick auf den Kirchentag KRISTIN JAHN

Streitschau durch die Jahrhunderte KATHRIN JÜTTE

5

pro und contra:
Ein Dienstjahr für alle?



SOMMERAKADEMIE SAKRALARCHITEKTUR

FÜR STUDIERENDE, INTERESSIERTE AN SELBSTÄNDIGER KIRCHEN-
FÜHRUNGSPRAXIS, GEMEINDEPÄDAGOG:INNEN, THEOLOG:INNEN U.A.

SEHEN LERNEN

21.-25. AUGUST 2023
TÄGLICH 10-18 UHR

Kulturbüro
des Rates der EKD
Auguststraße 80
10117 Berlin

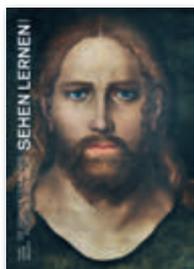
Der Kurs führt von Berlin-Mitte aus auf täglichen Exkursionen durch Magdeburg, Brandenburg, Berlin und Potsdam in die Geschichte des Sakralbaus von der Romanik bis in die Gegenwart ein und lehrt vor Ort das Sehen lernen und die Sprachfähigkeit im Umgang mit architektonischen und kunsthistorischen Begriffen.

Kursleitung
Klaus-Martin Bregott
M.A. Kunsthistoriker
Josephine Paetzel
B.A./B.Sc. Kunstgeschichte, Architektur und Städtebau

Teilnehmende
maximal 20 Personen
Kosten
350 Euro inkl. Bahntickets
von Berlin zu Exkursions-
orten und umfangreiche
Arbeitsmaterialien;
150 Euro für Studierende
Anmeldung
kultur@ekd.de

Arbeitsmaterialien (sind in den Kosten inbegriffen)

EKD
KULTURBÜRO



Sehen lernen 1. Die Sprache der Künste in der Welt der Kirche



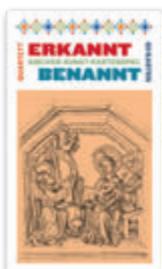
Sehen lernen 2. Bilder und Symbole in der Welt der Kirche



Sehen lernen 3. Werke und Formen in der Welt der Kirche



Neue Sakrale Räume. 100 Kirchen der Klass. Moderne



Erkennt, Benannt. Kirchen-Kunst-Kartenspiel



Ikongrafie: Eine kleine Geschichte der Engel



Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Ilse Junkermann
 Isolde Karle
 Annette Kurschus
 Ulrich Lillie
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Michael Weinrich
 Olaf Zimmermann



Liebe Leserin, lieber Leser,

nein, nein, wir haben uns nicht verschrieben: Das Wort, das Sie auf der Titelseite gelesen haben, heißt wirklich „Klassismus“ und nicht „Klassizismus“, wie der eine oder die andere im Umfeld unserer Redaktion dachte. Doch der Leitbegriff für unseren Mai-Schwerpunkt hat nichts mit der kunsthistorischen Epoche von 1770 bis 1840 zu tun, sondern mit dem Hier und Heute. Klassismus ist abgeleitet von „Klasse“ im Sinne des englischen „class“ und bezeichnet Vorurteile und Diskriminierung in erster Linie aufgrund der sozialen Herkunft. Aber was hat das mit evangelischer Kirche zu tun? Lesen Sie unseren Schwerpunkt zum Thema, dann werden Sie es wissen (ab Seite 24).

Weitere spannende Themen gibt's in diesem Heft: zum Beispiel den Beitrag der Kieler Praktischen Theologin Uta Pohl-Patalong. Sie fordert, dass die kirchliche Arbeit von den einzelnen Ortsgemeinden künftig stärker auf andere Sozialräume verlagert werden müsste – allein schon aus Gründen vernünftiger Ressourcenplanung (Seite 12). Der Tübinger Neutestamentler Ruben Zimmermann sieht in seinem Artikel biblische Anknüpfungspunkte für die umstrittene Gruppe „Letzte Generation“. Und die FDP-Politikerin und EKD-Synodale Linda Teuteberg setzt sich im „Pro und Contra“ mit dem CDU-Politiker Carsten Linnemann über die Notwendigkeit eines sozialen Dienstjahrs für alle auseinander (Seite 22). Außerdem freuen wir uns mit der Generalsekretärin Kristin Jahn auf den 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag, der vom 7. bis 11. Juni in Nürnberg stattfindet (Seite 16).

Erstmal aber wünsche ich Ihnen im Namen der ganzen Redaktion für den Monat Mai, dass er möglichst lieblich und wonnig daherkommen möge!

Jhr
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick



Foto: dpa

15

Jesus und die „Letzte Generation“

Seit der vergangenen EKD-Synodaltagung wird heftig darüber diskutiert, ob die evangelische Kirche den Schulterschluss mit radikalen Klimaaktivisten suchen sollte. Auf jeden Fall, meint der Mainzer Neutestamentler Ruben Zimmermann. Und er hat dafür handfeste biblische Argumente.

24

Eine Klasse für sich

Die oft beklagte Milieuerengung der evangelischen Kirche ist kein Zufall, sondern Folge eines bildungsbürgerlichen Habitus, der in Sprache, Musik und Ausbildung des kirchlichen Personals gepflegt wird. Dies zu ändern, ist eine große Aufgabe. Aber ist das überhaupt gewollt? Ein Schwerpunkt zum Klassismus in der Kirche.



Foto: picture alliance

THEOLOGIE

- 8 UTA POHL-PATALONG
Das Ende der Ortsgemeinden
- 12 RUBEN ZIMMERMANN
Radialer Klimaschutz und frühchristliche Verkündigung

KOLUMNE

- 15 FRIEDHELM WACHS
Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

KIRCHE

- 16 KRISTIN JAHN
Ausblick auf den Kirchentag
- 19 UTA ANDRÉE
Frauenordination in Lettland

PRO UND CONTRA

- 22 CARSTEN LINNEMANN/LINDA TEUTEBERG
Ein verpflichtendes Dienstjahr für alle?

KLASSISMUS

- 26 EBERHARD PAUSCH
Das Phänomen
- 29 ANDREAS MAYERT
Über klassistische Haltungen in der Kirche
- 32 STEPHAN KOSCH
Die Weltenwechsler
- 35 GERHARD WEGNER
Der Protestantismus und die soziale Ungerechtigkeit
- 38 GESPRÄCH MIT SARAH VECERA
Der Klassismus wirkt immer wieder

DAS PROJEKT

- 42 SASKIA EISENHARDT
Ermöglichungsräume schaffen

KULTUR

- 44 HORST GORSKI
Vierzig Jahre kirchliches Leben
- 50 KATHRIN JÜTTE
Streitschau durch die Jahrhunderte

KOMMENTAR

- 47 REINHARD MAWICK
Staatsleistungen: Es ist kompliziert

Titelseite:

Foto: picture-alliance/Sebastian Kabnert
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg



Foto: epd

44

Im Wandel

Vieles ändert sich – merklich und unmerklich. Horst Gorski, Vizepräsident im EKD-Kirchenamt und Leiter des Amtsbereiches der VELKD, wirft anlässlich seines vierzigsten Ordinationsjubiläums und des Endes seines aktiven Dienstes einen Blick auf die Kirche als Institution im Wandel, die seines Erachtens unbedingt religionsfähig bleiben sollte.

54 Voll der Gnade

Maria steht vor der Taufe in einer alten rumänischen Kirche. Sie wurde in eine Welt geboren zwischen Tradition und Wandel. Maria ist das jüngste Mitglied der Familie Calderar. Sie sind traditionelle Roma mit starken Riten und festen Familienbanden. Eine Reportage über moderne Nomaden.



Foto: Sascha Montag

REPORTAGE

- 54 ISABEL STETTIN (TEXT) · SASCHA MONTAG (FOTOS)
Roma in Rumänien

STÖRFALL

- 59 ANDREAS DUDERSTEDT
Kulturelle Aneignung?

REZENSIONEN

Musik

- 61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Nils Wülke/Arne Jansen: Closer
61 UDO FEIST
James Brandon Lewis Trio: Eye of I

Hörbuch

- 62 ANGELIKA OBERT
Adriana Altaras: Besser allein als
in schlechter Gesellschaft

Bücher

- 62 STEPHAN KOSCH
Francis Seeck: Zugang verwehrt
63 HARTMUT ZINSER
Christoph Auffarth: Opfer
63 HANS-MARTIN STEFFE
Dietmar Coors: Spielend Gottesdienst feiern

- 64 EBERHARD PAUSCH
Markus Gabriel (u. a.): Auf dem Weg
zu einer Neuen Aufklärung
65 WOLFGANG KROGEL
Manfred Gailus: Im Bann
des Nationalsozialismus
66 PHILIPP GESSLER
Natan Sznajder: Fluchtpunkte der Erinnerung
67 ROGER TÖPELMANN
Sönke Neitzel: Deutsche Krieger
68 UDO FEIST
Matt Rowland Hill: Erbsünde

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 73 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 48 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 60 Leserbriefe | |

Fahrradtour zum Kirchentag in Nürnberg

Auch in diesem Jahr lädt *Brot für die Welt* Teilnehmende des Deutschen Evangelischen Kirchentags (DEKT) dazu ein, statt mit Auto oder Zug mit dem Rad anzureisen. Die bundesweite Fahrradsternfahrt steht unter dem Motto „Eine Welt. Ein Klima. Eine Zukunft“. Sie soll auch auf die Folgen der Klimakrise und auf das Fahrrad als alternatives Verkehrsmittel hinweisen. Die Schlussetappe von etwa 30 Kilometern wird als Demonstration der Radfahrerinnen und Radfahrer gemeinsam gefahren. Mit dabei sind Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, und Anna-Nicole Heinrich, Präses der EKD-Synode. Start der Schlussetappe ist am 7. Juni um 10:30 Uhr am Neustädter Kirchenplatz in Erlangen. Weitere Informationen und ein Link zur Anmeldung unter: www.brot-fuer-die-welt.de/gemeinden/fahrradtour-zum-kirchentag



Standardwerk zum christlich-islamischen Dialog geht online

Ein freier Zugang zu Grundlagenwissen der christlich-islamischen Beziehungen ist nun online eröffnet. Die Online-Plattform geht auf ein Handbuch zurück, das 2014 erstmals von muslimischen und christlichen Autor:innen für den deutschsprachigen Raum im Verlag Herder erschienen ist. Für die Online-Version, für die ein gegenüber der Druckausgabe erweitertes christlich-muslimisches Redaktionsteam verantwortlich ist, wurden die meisten der 45 Beiträge aktualisiert. Die Website bietet allen Interessierten und Aktiven im christlich-muslimischen Dialog, Studierenden und Lehrpersonen, aber auch allen, die in Kirchen und muslimischen Verbänden, in sozialen Einrichtungen, in Verwaltungen oder im Bereich der Politik tätig sind, verlässliches und aktuelles Wissen sowie Anregungen für die Praxis. Hier ist das Handbuch online zu finden: www.handbuch-cid.de.

Foto: Handbuch zum christlich-islamischen Dialog

www.handbuch-cid.de

»Nichts lohnt mehr
als die Mühe
der Verständigung«

HANDBUCH
CHRISTLICH-
ISLAMISCHER
DIALOG

Missbrauchsstudie zu Schülerheim

Die erste Studie zu sexualisierter Gewalt im Bereich der rheinischen Kirche hat auch strukturelle Ursachen für Missbrauch festgestellt. Die von der Evangelischen Kirche im Rheinland vorgestellte Untersuchung beschäftigt sich mit Gewalt gegen Jungen im evangelischen Schülerheim Martinstift im niederrheinischen Moers in den 1950er-Jahren. Dabei gehe es auch um die Auswirkungen der Gewalt des damaligen Leiters des Martinstifts, Johannes Keubler, hieß es. Er wurde wegen körperlicher Züchtigung und sexuellen Missbrauchs der Schüler angezeigt, fristlos entlassen und 1956 vom Landgericht Kleve zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Die zweitgrößte deutsche Landeskirche hatte die Bergische Universität Wuppertal und die Fachhochschule Potsdam mit dem Forschungsprojekt beauftragt. Nach Einschätzungen der Forscher waren etwa 80 Schüler von Übergriffen betroffen.

Ein Zehntel ist arbeitssüchtig

Rund ein Zehntel aller Erwerbstätigen in Deutschland ist arbeitssüchtig. Dies hat eine Studie im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung ergeben. Die Betroffenen könnten nur mit schlechtem Gewissen freinehmen, kaum abschalten und entspannen. Und 28 Prozent von ihnen gaben der Studie zufolge an, dass ihr Gesundheitszustand „weniger gut“ oder sogar „schlecht“ sei. Dagegen sagten dies bei der Mehrheit der „gelassen“ Arbeitenden nur 14 Prozent.



Foto: Staatliche Museen zu Berlin/Antje Voigt

Schlüssel zur christlichen Kunst

Die Skulpturensammlung und das Museum für Byzantinische Kunst des Berliner Bode-Museums und die Gemäldegalerie der Staatlichen Museen zu Berlin haben eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit dem am King's College London beheimateten Projekt „The Visual Commentary on Scripture“ begonnen. Gemeinsam werden innovative Wege zur Erschließung der reichhaltigen Sammlungen christlicher Kunst in Berlin eingeschlagen, bei denen kunsthistorische und theologische Perspektiven kombiniert sowie der Austausch mit islamischen und jüdischen Glaubensstraditionen gesucht wurden, erklärte das Bode-Museum. Die ersten Ergebnisse dieser fortlaufenden Kooperation lägen nun in Form von zwei Kurzfilm-Reihen vor, die sich der Herausforderung stellen, diese Sammlungen für das heutige Publikum (wieder) zugänglich zu machen. Eine Serie von 25 Filmen steht unter dem Oberthema „Schlüssel zur christlichen Kunst“. Diese Reihe bietet zwei Rundgänge durch die ständigen Sammlungen von Bode-Museum und Gemäldegalerie, in denen das Leben von zwei zentralen Persönlichkeiten des christlichen Glaubens dargestellt wird: Jesus Christus und seine Mutter Maria. Informationen zu diesen Rundgängen können sowohl in den Sammlungen als auch online abgefragt werden: www.smb.museum/schluesssel.

Kongress zur Halbzeit der Agenda 2030

In diesem Jahr startet die zweite Halbzeit der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung. Im Rahmen eines hochrangig besetzten Kongresses am 19. und 20. Juni in Berlin laden EKD, Brot für die Welt, Diakonie Deutschland und die Akademie des Versicherers im Raum der Kirchen zur Diskussion folgender Fragen ein: Wie kommen wir endlich ins Handeln? Wie kann eine sozial-ökologische Transformation gelingen? Erwartet werden mehr als 200 Teilnehmende. Unter den Mitwirkenden sind Achim Steiner, Leiter des UN-Entwicklungsprogramms, Svenja Schulze, Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, sowie Stefan Brunnhuber vom Club of Rome. Die Teilnahme ist kostenfrei, Anmeldeschluss ist der 19. Mai. <https://vrk-akademie.de/die-zeit-zu-handeln-ist-jetzt-halbzeitbilanz-zur-umsetzung-der-agenda-2030-in-gesellschaft-kirche-und-diakonie/>

Es geht nur exemplarisch

Warum die traditionelle Ortsgemeinde keine Zukunft hat

UTA POHL-PATALONG

Ist das Prinzip der Kirchengemeinde vor Ort am Ende? In gewisser Weise schon, meint Uta Pohl-Patalong. Die Kieler Professorin für Praktische Theologie ist davon überzeugt, dass die Kirche ihr Angebot breiter und exemplarischer organisieren muss, um mehr Menschen zu erreichen und nicht nur traditionell kerngemeindliche Milieus zu bedienen.

Ob die Ortsgemeinde gegenüber anderen möglichen wirklich die sinnvollste kirchliche Organisationsform ist, wird schon seit langem diskutiert. Schon Friedrich Schleiermacher (1768–1834) forderte, dass nicht länger Menschen einer bestimmten Gemeinde und damit einem bestimmten Prediger zugeordnet werden sollten: „Nicht [...] in Reihe und Glied, wie sie ihm zugezählt sind nach einer alten Verteilung, nicht wie ihre Häuser nebeneinander stehen oder wie sie verzeichnet sind in den Listen der Polizei, muß der heilige Redner seine Zuhörer bekommen, sondern nach einer gewissen Ähnlichkeit der Fähigkeiten der Sinnesart.“

In den 1950er-Jahren analysierte Trutz Rendtorff (1931–2016), „daß die Kirchengemeinden als Raum des kirchlichen Handelns und Lebens problematisch geworden sind“, da sie eine „quantitative Überlastung und räumliche Fehlentwicklung“ zeigten, wichtige Lebensbereiche nicht mehr integrierten und „diese Organisationsform der Kirche von keiner tiefreichenden theologischen Sinngebung getragen wird“. Und Reinhard Köster meinte 1969, dass in der Ortsgemeinde „Elemente vorsubjektivistischer Epochen“ dominant seien, die wenig Eignung besäßen, ein breiteres Spektrum von Menschen anzusprechen.

Entsprechend gab es immer wieder Bemühungen um andere kirchliche Sozialformen. Vertrat Friedrich Schleiermacher die Personalgemeinde als Ideal, wurde in der Kirchenreform der 1960er-Jahre in verschiedene Richtungen gedacht: Die „Paragemeinden“ als kleine Gruppen von

Christ*innen sollten zur Ortsgemeinde hinführen, die Gründung von Diensten, Werken und Einrichtungen sollte sie ergänzen und die Orientierung an der Region sollte sie verändern. Argumentiert wurde damals: „Die Kirche kann sich heute an keiner Stelle mehr Provinzialismus und Selbstbescheidung auf den Kirchturmschhorizont leisten [...]. Sowohl die pfarrgemeindliche Eifersucht wie die kirchenbehördliche Aufsicht sollten von der Schablone einer blühenden Gemeinde Abstand nehmen, nach welcher möglichst jede alles haben sollte, vom Kirchenchor bis zum Gustav-Adolf-Nähhkreis, von der Combo im Gemeindehauskeller bis zur Handballmannschaft im Eichenkreuz-Wettbewerb.“

Ein halbes Jahrhundert später ist heute das Denken gemeindlicher Arbeit in Regionen in fast allen Reformüberlegungen und -umsetzungen präsent, teilweise ist es auch leitend. Und auch im Modus der Ergänzung zur Ortsgemeinde mit neuen

Formen wird weiterhin agiert, heute vor allem mit kontextuellen Gemeindeformen wie den Fresh Expressions of Church (Fresh X, vergleiche zz 5/2020) oder den Erprobungsräumen. Nach anglikanischem Vorbild wird damit eine „mixed economy“ angestrebt, die konkurrenzfrei andere Formen neben die Ortsgemeinde stellt. Die digitalen Formen von Kirche geben zusätzliche Anstöße, Kirche in neuen Formen zu denken.

Gesicht vor Ort

In allen diesen Debatten wird die Frage nach dem Für und Wider ortsgemeindlicher Strukturen dabei explizit oder implizit immer gestellt. Betonen die einen die Chancen des persönlichen Kontakts (vor allem zur Pfarrperson) im Wohn-Nahbereich oder die Verlässlichkeit des „Gesichtes vor Ort“ in der biografischen Begleitung, weisen die anderen auf die



begrenzte Reichweite dieser Organisationsform hin: Mit ihren typischen Formen erreicht sie nur einen kleinen Prozentsatz der evangelischen Kirchenmitglieder, und zwar vorrangig die älteren und an Geselligkeit orientierten Menschen. Der Zugang zur Ortsgemeinde ist milieuhängig – für Angehörige bestimmter Bevölkerungsgruppen sind die ortsgemeindlichen Kontaktflächen zu „Kommunikation des Evangeliums“ mit einer hohen Wahrscheinlichkeit deutlich attraktiver als für andere. Dies ist nicht nur (insbesondere aufgrund der Altersstruktur) für die Zukunft der Kirche problematisch, sondern auch ein theologisches Problem angesichts des Auftrags der Kirche, das Evangelium mit „aller Welt“ (Matthäus 28,19) zu kommunizieren. Viele Gemeinden reagieren darauf auch längst mit Projekten für andere Zielgruppen, sozialräumlicher Orientierung, kreativen Formen et cetera. Sie stehen jedoch häufig in dem Spagat einer parochialen „Grundversorgung“ und des „Besonderen“, was vielerorts wie „Pflicht“ und „Kür“ wirkt. Den traditionellen Angeboten und Zugängen wird damit faktisch ein normativer Vorrang zugeschrieben.

Wie immer man dies bewertet – die inhaltlichen Diskussionen werden offensichtlich gerade überholt von den Konse-

quenzen der zurückgehenden finanziellen und vor allem personellen Ressourcen. Denn die klassische Ortsgemeinde ist eine extrem finanz- und vor allem personalaufwendige Form von Kirche. Bereits jetzt kommt sie an ihre Grenzen und angesichts des deutlich vor Augen stehenden Schwundes an Ressourcen vor allem personeller Art dürfte sie in der bisherigen Form nicht mehr weiterzuführen sein.

Territoriale Logik

Denn diese Form von Gemeinde entsteht durch die Kombination von zwei Charakteren, deren Verflechtung für die Ortsgemeinde charakteristisch ist. Das ist zum einen die Orientierung an der „Flächendeckung“, also die Einteilung des gesamten Landes in Kirchengemeinden und die Zuweisung jedes Kirchenmitglieds über seinen ersten Wohnsitz zu einer Gemeinde. Diese „territoriale Logik“ wurde bereits im 4. Jahrhundert angebahnt, als die noch junge „Reichskirche“ damit ihren Anspruch auf das gesamte Land deutlich machen wollte. Ausgebaut wurde sie einige Jahrhunderte später, weil mit ihr kontrolliert werden konnte, ob die Bevölkerung ihren kirchlichen Pflichten nachkam, ihre Gebühren für die Sakramente ordnungs-

gemäß entrichtete und den Zehnten zuverlässig an die Kirche ablieferte. „Ortsgemeinde“ war damals ein kirchlicher Verwaltungsbezirk zur flächendeckenden kirchlichen Versorgung und Kontrolle der Bevölkerung.

Ende des 19. Jahrhunderts kamen für die Gemeinde eine neue Aufgabe und ein ganz anderer Charakter hinzu. In der wachsenden Anonymität der Großstadt in der Industrialisierung, in der der Kontakt zur Kirche weitgehend verloren gegangen war, sollte sie jetzt persönliche Beziehungen und soziale Gemeinschaft am Wohnort gestalten. Möglichst viele der Kirchenmitglieder sollten in eine aktive Beteiligung am kirchlichen Leben integriert werden, um ihnen moralischen Halt, diakonische Unterstützung und vor allem eine christliche Sozialisation zu vermitteln. Es entstand das Gemeindehaus mit

Aktive Beteiligung an vereinsähnlichen Aktivitäten wurde zum Maßstab für „richtiges Christsein“.

Freizeitangeboten in Form von kontinuierlichen Gruppen, gegliedert nach Alter und Geschlecht. Die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten wurde zum Maßstab für das „richtige“ Christsein. Gleichzeitig wurde der Pfarrberuf emotional aufgeladen. Der Pfarrer sollte möglichst alle Gemeindeglieder persönlich kennen und biografisch begleiten, aber auch im (eigentlich ehrenamtlich organisierten) Gemeindeleben präsent sein. Seine Aufgaben erweiterten sich um soziale, kommunikative und organisatorische Tätigkeiten. Die Beziehung zur Pfarrperson wurde als wesentlicher Zugangsweg zur Kirche und damit auch zum christlichen Glauben verstanden.

Ab den 1960er- und 1970er-Jahren und noch einmal verstärkt seit den 1990er-Jahren wurden die Angebote in der vielfältiger werdenden Gesellschaft, aber auch aufgrund der gewachsenen Aufmerksamkeit für die Erwartungen und Wünsche der Kirchenmitglieder stark erweitert. Die Zahl der Gruppen und Kreise wuchs, hinzu kamen Initiativen und Projekte, teilweise (aber nicht immer) zeitlich begrenzt. Die Pfarrpersonen und andere Hauptamtliche erweiterten ihre Fähigkeiten und wurden zu Expert*innen in unterschiedlichen Bereichen. Gleichzeitig vermehrte die fort-



Foto: picture alliance

schreitende Demokratisierung die Zahl der Gremien und Ausschüsse. In jüngerer Zeit sind noch die Ansprüche an neue Formen von Kirche, die auch Menschen ohne christliche Sozialisation ansprechen, hinzugekommen.

Kippendes System

In Verbindung mit der territorialen Logik bedeutet dies ein flächendeckendes Netz von Gemeinden, die jeweils ein möglichst großes Spektrum von Angeboten mit einem Beziehungsangebot der Pfarrperson für möglichst viele Menschen vor Ort verbinden. Ein solches Netz lässt sich aber nur begrenzt dehnen in größere Gemeinden mit weniger Pfarrpersonen. Irgendwann „kippt“ das System – und es muss entweder das Prinzip der Flächendeckung oder der Anspruch auf vielfältige Angebote und persönlichen Kontakt zur Pfarrperson aufgegeben werden. Hinzu kommt, dass die Situation bereits jetzt für Hauptamtliche und Gemeinde als strukturell überlastend erlebt wird und dass die Erfüllung der „Quadratur des Kreises“ nicht nur gesundheitsschädigend wirkt, sondern auch negative Auswirkungen auf die weitere Zukunft der Kirche hat: Die künftige Anzahl von Hauptamtlichen ist gerade in der „Generation Z“, das sind die ab 1995 bis 2010 Geborenen, in einem hohen Maße von der Attraktivität der Arbeitsbedingungen abhängig. Und wenn Menschen, die hauptberuflich mit der Kommunikation des Evangeliums befasst sind, vorrangig Überlastung ausstrahlen, dann macht es die Zugänge zur Kirche nicht attraktiver.

Insofern scheint es mir alternativlos zu sein, sich von dem ortsgemeindlichen Prinzip im Sinne der Verbindung von Flächendeckung, Angebotsspektrum und persönlichem Kontakt zur Pfarrperson zu verabschieden. Die digitalen Formen von



Foto: akg-images

Personalgemeinde als Ideal: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834).

Einheit zugewiesen wird (zum Beispiel als erste Anlaufstelle für kirchliche Anliegen), dann müsste dies von den kirchlichen Angeboten entkoppelt und von der finanziellen Zuweisung gelöst werden. Dies bedeutet einen Abschied von der Idee eines möglichst breiten Spektrums von Angeboten am gleichen Ort und dem Gedanken einer räumlich bestimmten Zuständigkeit für Menschen (beziehungsweise umgekehrt deren Verständnis als „eigene“ Gemeindeglieder). Will man mit weniger Ressourcen mehr Menschen als bisher erreichen, dann ist dies nur mit einem konzeptionellen exemplarischen Arbeiten möglich. Das be-

deutet, an bestimmten Orten bestimmte Zugänge und Kommunikationswege zum Evangelium anzubieten, die für bestimmte Menschen attraktiver sind als andere.

Nüchtern betrachtet ist dies im Grunde gar nicht so neu. Auch bisher werden in jeder Gemeinde immer nur bestimmte Zugänge gestaltet, die attraktiv für bestimmte Zielgruppen sind – allerdings überproportional für bestimmte Zielgruppen auf Kosten anderer: Kann es schon anspruchsvoll sein, in regionaler Nähe Angebote für Grundschulkinder zu finden, sind Zugänge für zum Beispiel Alleinerziehende, bi-religiöse Familien oder transidente Men-

Es ist alternativlos, sich von dem ortsgemeindlichen Prinzip zu verabschieden.

Kirche stärken ja bereits die Entkoppelung von persönlicher Beziehung und territorialer Orientierung von Kirche. Wenn es künftig noch eine „Flächendeckung“ in dem Sinne geben soll, dass jedes Wohngebäude in Deutschland einer kirchlichen

schen eher selten. Wenn es sie gibt, dann sind sie von individuellen Schwerpunkten und Konstellationen vor Ort abhängig und nur selten in einem Kirchenkreis oder Dekanat miteinander abgestimmt. Möchte die Kirche jedoch künftig ernsthaft Evangelium mit „aller Welt“ kommunizieren, ist ein theologisch grundlegender Abstimmungsprozess in einem größeren Rahmen (zum Beispiel auf Kirchenkreis- oder Dekanatssebene) erforderlich, der Stärken, Traditionen und Talente vor Ort in Beziehung setzt zu der Entscheidung, in welchem Verhältnis die Ressourcen für welche Arbeitsbereiche eingesetzt werden sollen: Wie stark soll beispielsweise Kinder- und Jugendarbeit gewichtet werden, wie stark diakonische Arbeit, musikalische, spirituell orientierte, interreligiöse Arbeit, Arbeit mit Familien, Alleinerziehenden, älteren Menschen, Trans*menschen, Menschen im Krankenhaus, im Gefängnis, Geflüchtete et cetera? Welche Bedarfe signalisiert der Sozialraum und welche Kooperationen sind sinnvoll?

Profilierte Stellen

Und ebenso muss gefragt werden, in welchen Formen von Gemeinde diese Arbeitsbereiche sinnvoll zu gestalten sind. Erscheinen beispielsweise Jugendkirchen sinnvoll? Welche Formen von diakonischer Arbeit sind sinnvoll? Welchem Modell soll die Konfi-Zeit in der Region folgen? Sollen Kasualien künftig vorrangig in Kasualagenturen angesiedelt sein? Welches Verhältnis und welche digitalen Formen bieten sich wo an, und wie kann dies für künftige Entwicklungen flexibel gehalten werden? Welche Orte und Formen sind für welche Zielgruppe sinnvoll? Welche sind sinnvoll, an einem Ort miteinander zu verbinden – weil sie sich ähnlich sind oder auch gerade, weil sonst wenig Kontakt zwischen diesen Bevölkerungsgruppen besteht, von dem aber alle profitieren könnten? Dabei wären andere Formen kirchlichen Lebens wie Familienzentren, Beratungsstellen oder Akademien mit ihren Wegen der Kommunikation des Evangeliums gleichberechtigt miteinzubeziehen.

Hauptamtliche würden sich dann gezielt auf profiliert ausgeschriebene Stellen bewerben, für die sie bestimmte Talente und Kompetenzen mitbringen beziehungsweise durch sehr gute Fortbildungsmöglichkeiten diese erwerben. Sie würden die Arbeitsbereiche gemeinsam mit Ehrenamt-

lichen gestalten, die in gut organisierten „Ehrenamtsbörsen“ – kirchlich oder gemeinsam mit kommunalen Trägern – beraten werden, wo sie am sinnvollsten ihre Talente einbringen, neu erwerben und ihre Vorstellungen verwirklichen können.

Attraktiv und lebensrelevant

Die menschlichen Beziehungen sowohl untereinander als auch zu den Hauptamtlichen wären dabei bleibend wichtig. Persönlicher Kontakt wäre aber weniger ein Wert an sich (was sich zum Beispiel in Formulierungen wie „das Gesicht vor Ort“ spiegelt), sondern stünde in engerer Beziehung zu den christlichen Inhalten. Die bislang nicht selten geteilte Erfahrung, dass Zugänge zur Kirche über Personen und vor allem über Pfarrpersonen laufen, wird dann als Konsequenz der bisherigen Formen verstanden und nicht als gegebener Sachverhalt. Möglicherweise kann damit auch das Vertrauen wachsen, dass das, was die Kirche inhaltlich vertritt und gestaltet, an sich attraktiv und lebensrelevant ist.

Ein solches Vertrauen ist auch nötig angesichts der nicht selten geäußerten Bedenken, mit einer solchen Neuorientierung würde man auch noch diejenigen verlieren, die bisher der Kirche treu geblieben sind. Darin spiegelt sich die ganz sicher zutreffende Erkenntnis, dass die bisherigen Formen für manche Menschen einen hohen emotionalen Wert haben und ihre Veränderung Enttäuschung und Verletzung auslösen wird. Dies scheint mir allerdings eher auf seelsorglicher Ebene bearbeitet werden zu müssen als auf der Ebene von Kirchengestaltung. Denn die Zukunft der Kirche davon abhängig zu machen, erscheint mir weder möglich noch sinnvoll.

Noch sind Zeit und genügend Ressourcen vorhanden, um die notwendigen Neuorientierungen aktiv zu gestalten und die Voraussetzungen zu schaffen, dass die Kirche mit ihren Sozialformen plausibel und relevant wird für deutlich mehr Menschen als bisher – diese Chance sollte genutzt und nicht vertan werden.

BUCHEMPFEHLUNG

Uta Pohl-Patalong: Kirche gestalten. Wie die Zukunft gelingen kann. Gütersloher Verlagshaus 2021, 256 Seiten, Euro 20,-.

Pfarrerin mit Frau

Eine (un)mögliche Geschichte
Sibylle Biermann-Rau



Neuerscheinung

160 Seiten | 14,- €
ISBN: 978-3-88981-472-2

Eine (un)mögliche Geschichte

Eine Pfarrerin, die eine Frau liebt? – eine „unmögliche Möglichkeit“! So erlebte es Sibylle Biermann-Rau, die seit mehr als 25 Jahren in einer Frauenbeziehung lebt. Ihr Buch zeigt die Probleme für frauenliebende Pfarrersfrauen und männerliebende Pfarrer, gerade auch in Württemberg – und die Debatten um Homosexualität sowie die Fortschritte, die nach und nach erreicht wurden.

Aber auch heute noch erfahren gleichgeschlechtlich Liebende nicht nur Akzeptanz, sondern Distanz und Abwertung innerhalb und außerhalb der Kirche. Das Buch ist eine Einladung, ins Gespräch zu kommen und Vorbehalte abzubauen.

Bestellungen unter
E-Mail: vertrieb@wichern.de
Telefon (030) 28 87 48 17
Fax (030) 28 87 48 20
www.wichern.de

wichern

Jesus im Klimakampf

Die Parallelen zwischen der „Letzten Generation“ und dem frühen Christentum

RUBEN ZIMMERMANN

Spätestens seit dem Auftritt einer Sprecherin der Gruppe „Letzte Generation“ vor der EKD-Synode im vergangenen November wird über die Bedeutung der Gruppe für die evangelische Kirche gestritten. Der Mainzer Neutestamentler Ruben Zimmermann zieht in seinem Beitrag deutliche Verbindungen der radikalen Klimaschützer:innen zur frühchristlichen Verkündigung.

Die Aktionen der Klimaaktivist:innen der so genannten Letzten Generation sind Symbolhandlungen, die stören, herausfordern und polarisieren. Diese Polarisierung reicht bis ins kirchliche Lager und die wissenschaftlich-theologische Reflexion. Angeheizt wurde die Debatte auch dadurch, dass Aimée van Baalen, eine Sprecherin der Letzten Generation, zur EKD-Synode im November 2022 ein-

„Jesus setzte sich immer für unterprivilegierte Menschen ein, und er riskierte letztendlich dafür den Tod.“

geladen wurde und sich ausgerechnet auf Jesus berufen hat. In ihrer Rede verwies sie auf Jesus als „Widerständler“, „der sich gesellschaftlichen Regeln und Normen entgegensetzte, wenn seine moralische Pflicht es verlangte. Er setzte sich immer für unterprivilegierte Menschen ein, und er riskierte letztendlich dafür den Tod.“

Darf man die religiös motivierten Handlungen des Messias aus Nazareth in einem Atemzug mit denen einer politischen Aktivist:innengruppe des 21. Jahrhunderts nennen? Warum fasziniert die Aktivist:innengruppe besonders im kirchlichen Kontext, und warum führt sie gleichermaßen bei vielen zu Abwehrreaktionen?

Wer die Aufgabe der Textauslegung nur als historische Rekonstruktion versteht, wird zweifellos Anstoß nehmen,

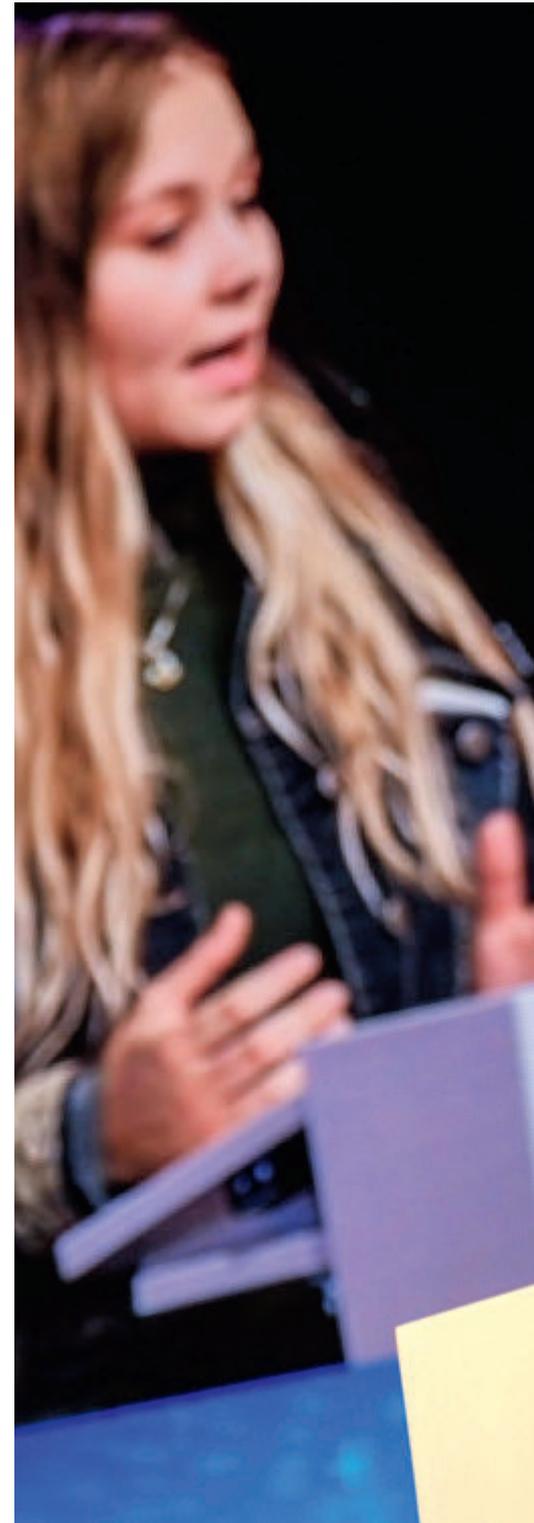
wenn im Folgenden ein Brückenschlag zwischen Elementen der frühchristlichen und gegenwärtigen Apokalyptik vollzogen wird. Natürlich gab es keinen menschengemachten Klimawandel vor 2000 Jahren. Doch wer die Relevanz der biblischen Überlieferung auch für gegenwärtige Debatten nicht aufgeben möchte, kann durchaus Entdeckungen in den Texten machen, die hermeneutisch vermittelt auch für den aktuellen Diskurs anregend sein können.

Im Neuen Testament lesen wir, dass Jesus nicht zufällig in Konflikte mit religiösen Autoritäten und politischen Machthabern geraten ist, sondern diese auf provokante Weise auch gesucht hat (man denke an das Ährenraufen am Sabbat oder den Tumult im Tempel). Die frühchristlichen Quellen erinnern sich einhellig, dass Jesu Reich-Gottes-Verkündigung zugleich eine Umkehrpredigt war: „Kehrt um, denn das Himmelreich ist nah!“ (Matthäus 4,17 und Markus 1,15). Der Imperativ zur radikalen Veränderung von Denken und Handeln schließt ein ethisches Urteil über den bisherigen Lebenswandel als ‚falsch‘ ein.

Jesus beruft sich hierbei auf die Tora (Matthäus 5,17), legt sie in radikaler Weise aus und ruft auch seine Jünger:innen in die Nachfolge dieses Ethos (Matthäus 5,48). Warum dürfen wir das eigentlich nicht mehr ‚Moralpredigt‘ nennen, denn mit ‚Gesetzlichkeit‘ im lutherischen Sinne hat dies reichlich wenig zu tun?

Zeichen der Zeit

Jesus ist jemand, der handelte, weil er so handeln musste, weil die Zeichen der Zeit es erforderten, oder theologischer formuliert: weil Sendungsbewusstsein und Auftrag es erforderten. In dieser Weise rücken ethische Selbstverpflichtung und Wille Gottes wieder sehr eng zusammen. Jesus begründet seine Tempelaktion (Markus 11) mit einem Prophetenwort (Jesaja 56,7) und wird in den frühchristlichen Quellen auch in eine Reihe mit den Prophet:innen Isra-



els gestellt (zum Beispiel Lukas 4; Markus 12, Johannes 4). Auch diese haben sich mit provokanten Zeichen- und Symbolhandlungen gegen die (politischen und religiösen) Machteliten ihrer Zeit gestellt. Auch sie ernteten Unverständnis, Spott und Anfeindungen. Die Verachtung und das gewaltsame Ende der Propheten werden somit zum Deutungsschlüssel, mit dem



Die Klimaaktivistin Aimee van Baalen von der Gruppe „Letzte Generation“ spricht vor der Synode der EKD in Magdeburg am 8. November.

liche noch durch drängelnde Aufforderungen zum Handeln motivieren ließen (Lukas 7,31). Die Weisheit selbst, die wir als Maß und Motor der Schöpfung kennen (Sprüche 8), spreche am Ende das Urteil: Die Taubheit gegenüber allen Warnungen der Propheten und Weisen werde „dieser Generation“ zur Last gelegt. Diese letzte Generation werde für das Blutvergießen aller Zeiten zur Rechenschaft gezogen (Lukas 11,49f.).

Obgleich die gesamte Menschheitsgeschichte (seit Kain und Abel, Lukas 11,51) böse und verderbt war, wird doch explizit „diese Generation“ für alles Sterben zur Rechenschaft gezogen. Wieso? Können im endzeitlichen Gericht nicht alle für ihre jeweiligen Taten zur Verantwortung gezogen werden?

Strafpredigt für Fehlverhalten

Warum wird „diese Generation“ in Jesu Rede so schonungslos an den Pranger gestellt und offenbar zur Alleinverantwortung herangezogen? Es geht im Sprechakt der radikalen Mahnung und Anklage gar nicht um eine aufrechnende Strafpredigt für das fortwährende Fehlverhalten der Menschen. Die jetzt lebende Generation wird deshalb zur Rechenschaft gezogen, weil sie offenbar die einzige ist, die noch die Katastrophe abwenden könnte. Die wütende Mahnung an „diese Generation“ ist deshalb Jesu radikalierter Ruf zur Umkehr. Die Gerichtsansage dient – wie bei den Prophet:innen – letztlich dazu, den Eintritt dieses Gerichts doch noch zu verhindern.

Auch die Klima-Aktivist:innen wollen die Menschen im Hier und Jetzt ermahnen. Sie wollen aufrütteln, stören, emotional berühren. Sie ermahnen „diese Generation“, die die Gebotenheit des Handelns verdrängt und somit – wieder einmal – die Zeichen der Zeit übersieht. Sie werfen politischen Entscheidungsträger:innen unter Berufung auf das Grundgesetz Artikel 20 a (und das Bundesverfassungsgerichtsurteil von 2021) vor, ihrer Verantwortung nicht ausreichend nachzukommen.

auch der brutale Tod Jesu, die Todesart des politischen Widerständlers am Kreuz, verstanden werden kann.

In der ältesten Schicht der Jesusüberlieferung finden sich mehrfach harte, generalisierende Gerichtsworte gegen „diese Generation“ (griechisch: ἡ γενεὰ αὐτῆ he genea aute). Jesus klingt hier wie ein Endzeitprophet ohne jedes Erbarmen, wenn er

‚wettert‘: „Diese Generation ist eine böse Generation!“ (Lukas 11,29). Die Männer von Ninive, die auf die Predigt von Jona umgekehrt sind, würden gegen „diese Generation“ vor Gericht aussagen (Lukas 11,32). Denn von Umkehr gebe es aktuell keine Spur. „Diese Generation“ gleiche stattdessen trotzigen Kindern auf dem Marktplatz, die sich weder durch freund-

Foto: epd

Aber es gibt noch Hoffnung: Die Aktivist:innen der *Letzten Generation* werden oft als destruktive Unheilspropheten oder gar ‚Klimaterroristen‘ beschimpft. Doch genau das Gegenteil ist der Fall. Die Aktionen sind letztlich von der Überzeugung getragen, dass es doch noch Hoffnung gibt, das Unheil abzuwenden. Denn wir alle sind die letzte Generation vor den Kippunkten. Kippunkte sind Punkte, ab denen ein Prozess (insbesondere infolge der Erderwärmung – wie zum Beispiel das Abschmelzen der Polkappen) unumkehrbar einsetzt. Indem von der *Letzten Generation* „vor den Kippunkten“ die Rede ist, wird die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass diese Generation noch in der Lage ist, die Irreversibilität zu vermeiden.

Die in ihrer Zeit utopisch wirkende Hoffnung auf Umkehr und Rettung kann auch als Aspekt der jüdischen Apokalypitk wahrgenommen werden, der besonders im frühen Christentum unter dem Stichwort „Glaube“ wesensprägend wird. Jesus verkündigt das Ende dieses Zeitalters (Markus 13), aber zugleich auch das Reich Gottes, das der Endzeitstimmung einen visionären Kontrapunkt entgegengesetzt. Er ruft dazu auf, dieser Zusage allem Anschein zum Trotz Vertrauen zu schenken.

Diese visionäre Botschaft wird – zum Beispiel im Gleichnis des Feigenbaums

Jesus war ein Meister der Symbolhandlungen, mit denen er überraschte.

(Lukas 13,6–9) – in Parabeln formuliert, also in kontrafaktischen und gleichwohl realistischen Miniaturerzählungen, die Fenster in eine grundlegend andere Zukunft hin eröffnen und gerade in ihrer Deutungsoffenheit Prozesse des Umdenkens auslösen sollen. Es sind aber auch Symbolhandlungen, die durch provokante Aktionen den gewohnten Alltag unterbrechen und verstören.

Jesus war ein Meister der Symbolhandlungen, mit denen er seine Gegenüber überraschte und herausforderte. Das Umstoßen einiger Tische von Geldwechslern im riesigen Vorhof des Jerusalemer Tempels (Markus 11) oder der aufsehenerregende Einzug Jesu auf einer Eselin (Matthäus 21) sind Beispiele dafür.

Symbolhandlungen stören die gewohnte Ordnung, sie fordern heraus, sie

polarisieren. Sie ziehen auch Menschen in Mitleidenschaft (wie Verkäufer und Taubenhändlerinnen), die gar nicht die primären Adressat:innen der Aktion sind. Sie können sich an der Grenze der Übergriffigkeit oder sogar der Nötigung bewegen. Ihr Effekt lässt sich kaum am Kosten-Nutzen-Kalkül des Nahhorizonts ermessen. Sie taugen nicht für das abwägende Spiel der politisch Mächtigen oder als Argumente am Tisch des herrschaftsfreien Dialogs. Aber sind sie deshalb sinnlos, wirkungslos oder gar ruchlos?

Ausdruck und Nachdruck

Die relativ kleine Gruppe der *Letzten Generation* versteht es auch, durch Handlungen mit hohem Symbolwert (zum Beispiel Blockieren von Verkehrsadern; Bespritzen von Kunstwerken und Denkmälern; Kindersärge auf Hochzeitsmesse) den Nerv gesellschaftlicher Funktionen und Werte zu treffen und damit ihrer Botschaft Ausdruck und Nachdruck zu verleihen. Die Symbolhandlung ist dabei kein Selbstzweck, sondern hat Zeichencharakter für eine ungleich größere Botschaft. Es soll nicht über die Aktionsform diskutiert werden, sondern über den Klimawandel und die damit verbundene Bedrohung des Lebens auf Erden.

Die Aktivist:innen der *Letzten Generation* verpflichten sich mit großer Konsequenz zur Gewaltfreiheit. Sie versuchen, auf Anfeindungen deeskalierend zu wirken, verzichten auf Strafanzeigen bei physischer und psychischer Gewalt gegen sie selbst. Gewaltfreiheit ist dabei aber keineswegs mit Passivität gleichzusetzen.

Auch Jesus bekennt sich zum Gewaltverzicht und zur Sanftmut (Matthäus 5), was jedoch auch bei ihm keineswegs in die passive Opferrolle mündet. Eine bestimmte Auslegungstradition der Bergpredigt sieht gerade im Hinhalten der anderen Wange oder im Mitgehen der zweiten Meile (Matthäus 5,39–41) Beispiele solcher aktiven Gewaltfreiheit. War das Tragen der Rüstung eines römischen Soldaten für eine Meile gesetzlich geregelt, so durchbricht die zweite Meile die Täter-Opfer-Rollen und lässt den Ohnmächtigen wieder Handlungssouveränität gewinnen. Der Weg Jesu und vieler ihm in dieser Hinsicht Nachfolgender endet mit Leiden und Tod, wie Aimée van Baalen zu Recht erinnert.

Die Aktivist:innen der *Letzten Generation* gehen in den Hungerstreik, werden bei

Sitzblockaden von Autofahrer:innen verbal und physisch attackiert, sie gehen ins Gefängnis und nehmen hohe Geldstrafen in Kauf. Dieser Einsatz ist beeindruckend. Hohe Werte in unserer Gesellschaft wie Freiheit und körperliche Unversehrtheit werden kurzfristig aufgegeben, um sie jedoch langfristig zu erhalten. Hier nehmen Menschen für ihre eigenen Überzeugungen persönliche Nachteile in Kauf.

Eine Haltung, die auch im frühen Christentum die zeitgenössische Umwelt beeindruckt hat. Hier nahmen Menschen Nachteile, Verfolgung, im Extrem sogar den Tod in Kauf, weil sie ihren Auftrag, ihre religiöse Überzeugung für wichtiger erachtet haben als das eigene Leben in der Komfortzone. Ist es nicht höchst gefährlich und endet in religiösem Fanatismus, wenn Menschen so von ihrer Sache überzeugt sind, dass sie dafür selbst zu leiden bereit wären? Kann Gott tatsächlich wollen, dass man das eigene Leben missachtet oder hasst, um für seinen Glauben einzutreten (Markus 8,35; Johannes 12,25)?

Ernst der Nachfolge peinlich?

Die apokalyptische Schroffheit Jesu und der von ihm geforderte Ernst der Nachfolge mögen heute im diskreten Christentum der Volkskirchen als unangenehm oder gar peinlich empfunden werden. Sie können dennoch nicht aus den neutestamentlichen Schriften wegdiskutiert werden. Es ist – so wenig es kirchenpolitisch oder rechtfertigungstheologisch korrekt erscheinen mag – die Gerichtspredigt, die aufrüttelt, zum Umdenken und zur Umkehr von einem grundlegend falschen Weg der Menschheit ruft und zum konkreten Tun des Willens Gottes anleitet. Es ist die ethische Mahnung Jesu, die „diese Generation“ in die Verantwortung ruft.

Der Strukturvergleich zwischen Jesus und der *Letzten Generation* ist selbst eine provokante Störung. Er liegt jenseits des exegetischen Mainstreams historischer Kontextualisierung und Entfremdung. Er widerstrebt auch mit dem Augenmerk auf Gericht und Tatforderung dem kirchenpolitischen Tabu, auf keinen Fall als Moralpredigerin auftreten zu wollen. Und dennoch bleibt auch die Faszination, die sich aus einem Defizit speist, unter der die kirchliche Institution und akademische Theologie gleichermaßen leiden: Die *Letzte Generation* repräsentiert mit ihrer

unbeirraren Überzeugung, ihrer hohen Einsatzbereitschaft und ihrer utopischen Hoffnung Aspekte, die im kirchlich-theologischen Kontext gegenwärtig vielfach verschüttet sind. Aber „Klimareligion“ oder „Endzeitsekte“, wie dies diffamierend behauptet wurde, ist sie deshalb noch lange nicht und will es auch nicht sein.

Zumutungen nicht scheuen

Auch theologisch sollten wir Zumutungen nicht scheuen, die zur Ermutigung werden können. Die verfassten Kirchen und die wissenschaftliche Theologie können nur sehr begrenzt selbst die Rolle der Prophet:innen einnehmen. Aber sie können die Erinnerung an ihre eigene prophetische Tradition bewahren und einen Raum eröffnen, in dem hier und da Prophet:innen aufstehen und auftreten können. Kirche und Theologie können sich hierbei von der *Letzten Generation* oder der *Fridays*-Bewegung anregen lassen, aber dürften auch mutiger ihren eigenen theologischen Beitrag im aktuellen Klima-Diskurs suchen. Hierbei könnten die biblischen Bilder und Narrative zu kreativen Handlungen anregen. Das hat nichts mit „Gesetzlichkeit pur“ zu tun, sondern mit dem Auftrag der Kirche, „an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten“ zu erinnern (Barmer Theologische Erklärung V).

Auch wenn die Überzeugung, aus der Menschen gegen die Zerstörung der Schöpfung aktiv werden, nicht religiös begründet sein muss, können die Sprache und der Geist des Glaubens diese Aktionen wesentlich bereichern und fundieren. Etlichen Aktivist:innen der *Letzten Generation* ist die Bedeutung der Kirchen und Theologie in diesen Prozessen durchaus bewusst. Werden auch die religiösen Akteure ihre Rolle und ihren Auftrag in den anstehenden Aufgaben finden? ◀

Eine ausführlichere Fassung des Artikels von Ruben Zimmermann findet Sie unter www.zeitzeichen.net/node/10331.



FRIEDHELM WACHS

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

Der Weg zur Gerechtigkeit bleibt ein dauerhafter Prozess

Klassismus. Seit mehr als 300 Jahren gibt es das Wort, und wenn wir genau hinschauen, stehen die Themen, die ihm Bedeutung verleihen, schon in der Bibel. Historisch betrachtet ist es ein Phänomen aller Gesellschaften. Schauen wir auf die vergangenen 300 Jahre. Dieser Zeitraum gleicht einem intensiven Erprobungsraum für den Versuch, Diskriminierung zu beenden oder zu mildern. In dieser Zeit hat es dazu immer wieder Aushandlungsprozesse gegeben nicht nur in Deutschland, sondern weltweit.

Waren andere Gesellschaften erfolgreicher? Waren andere Gesellschaftsformen erfolgreicher? Ist eine von Universalismus geprägte Gesellschaft näher an dem Ziel, Diskriminierung zu beenden, als eine vom Individualismus geprägte? Gab oder gibt es eine Gesellschaftsform, die signifikant erfolgreicher ist als andere? Wir kennen die Misserfolge: In dem Versuch einer strukturellen Verbesserung der Gesellschaftsverhältnisse sind die kommunistischen Konzepte krachend gescheitert. Die besonders radikalen Versuche durch Kulturrevolutionen, wie beispielsweise die von Mao oder Pol Pot, haben Millionen Opfer gefordert, die Menschen entwurzelt und einen neuen Klassismus geschaffen, ohne den alten abzulösen.

Auch die Prozesse des reinen Marktes bildeten keine Schutz gegen Diskriminierung aus: Die Toten bei Arbeitsunfällen während der Industrialisierung wurden ebenso hingenommen wie heute die Toten bei Stadionbauten für Weltsporeignisse. Gleiches gilt für die Arbeits- und Lebensbedingungen derjenigen, die diese Arbeiten körperlich unbeschadet verrichteten. Und für die Chancen ihrer Kinder. Im US-Bundesstaat Iowa sollen jetzt die Arbeitsgesetze geändert und Kinderarbeit ermöglicht werden.

Zwar sieht das Gesetz unspezifisch vor, dass die Gesundheit der Jugendlichen und ihre schulischen Verpflichtungen nicht beeinträchtigt werden dürfen, aber in Zukunft sollen Vierzehnjährige

auch an Schultagen bis 21.00 Uhr arbeiten und dafür selbstständig dazu Arbeitswege bis zu 80 Kilometer zurücklegen dürfen.

Kein Modell für uns. Im vorläufigen Ergebnis der Aushandlungsprozesse in Deutschland steht die Soziale Marktwirtschaft als eine sehr protestantisch geprägte Gesell-

schaftsordnung. Dietrich Bonhoeffer hatte einen der drei Freiburger Kreise um ihren Entwurf gebeten – als Gegenentwurf zur diktatorischen Gesellschaftsordnung der Nazis. Darin heißt es: „Der Mensch kann an seiner sittlichen Person und an seiner Seele Schaden leiden, wenn er sich in freiem Wettbewerb hemmungslos dem Ringen um irdischen Besitz ergibt, nicht minder jedoch auch, wenn er im Dienste eines vergötzten Kollektivs ausgebeutet wird oder gar andere ausgebeutet. Immer wird die Gesinnung entscheidend sein, welche die Durchführung einer Wirtschaftsordnung beherrscht. Jeder weltliche Totalitätsanspruch, gerade auch der eines Kollektivismus, verstößt gegen das erste Gebot.“ Summa: Weder Freiheit noch Gleichheit wird es ohne Brüderlichkeit und Toleranz und Vielfalt geben, weshalb die Arbeit an einem Ende von Diskriminierung ein dauerhafter Prozess ist, in den wir unsere christliche Haltung aus unserem Glauben einzubringen haben. ◀



Foto: privat

Friedhelm Wachs ist Unternehmer, Vorsitzender des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer (AEU) und Herausgeber von *zeitzeichen*.

Das Paradies in unserer Hand

Was beim 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Nürnberg zu erwarten ist

KRISTIN JAHN

Wenn vom 7. bis 11. Juni 2023 der 38. Deutsche Evangelische Kirchentag in Nürnberg stattfindet, erwarten die Besucherinnen und Besucher Diskussionsrunden, Bibelarbeiten, Konzerte und Begegnungen. Aber es erwartet sie auch eine Kirche, die um ihren Platz in der Gesellschaft, um Mut in unsicheren Zeiten und um Mündigkeit ringt. Kristin Jahn, Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, formuliert eine Zeitansage.

Jetzt könnte hier stehen: spannende Debatten, bewegende Musikerlebnisse, Bibelarbeiten und Gebete – und dann geht schon die Luft raus, aus dem Luftballon, denn all das beschreibt nicht die Zeit und die Sehnsucht, in der wir stehen und zusammenkommen beim 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag.

Wir werden in Nürnberg zu Gast sein, in einer Stadt, die uns wie keine andere mit ihrer ganzen Geschichte von der Freiheit und Verantwortung erzählt, in der wir stehen. Wir werden zusammenkommen in Zeiten, die von Krieg und unserer Seh-

sucht nach Frieden gezeichnet sind. Wir werden mit all unseren Fragen unter einem Himmel zusammenkommen, inmitten eines Klimas, das brennt, mit einem Gott, der uns zusammendenken und zusammenlieben kann. Und wir werden uns auf die Suche begeben nach Antworten auf die großen und kleinen Fragen: Wo finde ich Halt? Welchen Frieden wollen wir? Was ist noch möglich in Zeiten von Krieg und Klimakrise?

Der Kirchentag wird keine fertigen Antworten liefern. Er ermöglicht das gemeinsame Gespräch angesichts der kontroversen Positionen. Er fordert und fördert Dialog.

Gelbe Schrift auf grünem Grund: das Kampagnenmotiv zum Deutschen Evangelischen Kirchentag 2023 mit der Losung „Jetzt ist die Zeit“ vor der Nürnberger Lorenzkirche.



Gerade weil es keine einfachen Antworten gibt. Das macht diesen 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Nürnberg so besonders. Wir kommen zusammen in unsicheren Zeiten, und wir begeben uns auf die Suche nach Halt, nach dem, was jetzt zu tun am Tage ist. Wir haben Himmel und Hölle in der Hand. Wisława Szymborska hat mal ein Gedicht geschrieben mit dem Titel „Hand“. Sie zählt darin auf, wie viele Knochen eine menschliche Hand hat, wie viele Muskeln und Nervenzellen; detailliert und konkret. Sie beschreibt staunend, was man mit dieser Hand alles so anstellen kann: „Das reicht vollkommen, um ‚Mein Kampf‘ zu schreiben oder ‚Pu, der Bär‘.“

Antwort auf die Freiheit

Die Güte liegt in meiner Hand. Es liegt an mir, wofür ich mich entscheide. Für Güte oder Hass. Für Gespräch oder Alleingänge. Für Kampfansagen oder für Worte der Hoffnung und Phantasie. Es liegt in meiner Hand. Wenn der 38. Deutsche Evangelische Kirchentag in Nürnberg am 7. Juni 2023 eröffnet wird, dann werden wir zunächst an genau diese Freiheit und Verantwortung erinnern. Mit dem Gedenken zu Beginn startet der Kirchentag am Frauentorgraben. Gegenüber der Oper, in der Adolf Hitler alle Reichsparteitage in dieser Stadt mit einer Aufführung der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“ eröffnen ließ.

Wir gedenken zu Beginn der Opfer und all derer, die mutig andere Wege gegangen sind. Wege des Widerstands, Wege des Aufstands für die Menschlichkeit. Es ist ein Erinnern an unsere Freiheit und Verantwortung. Das ist schön und manchmal auch ein Schmerz. Denn keiner und keine entkommt dieser Verantwortung. Ich kann meine Verantwortung nicht delegieren. Es liegt an mir, ob es mein und dein Leben gibt. Deshalb schreibt der Kirchentag den Politikern auch nicht das Hausaufgabenheft voll, sondern ermuntert, das eigene Handeln auszuloten und die eigenen Möglichkeiten zu erkennen. Er befähigt zum Hoffen und Handeln. Er weiß: Jetzt ist die Zeit. Jetzt ist die Zeit. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Kehrt um und glaubt an das Evangelium! (Markus 1,15) – als diese Worte aus dem Markusevangelium als Losung für den 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag ausgewählt wurden, hat mancher gesagt, was für eine langweilige Losung. Diese Losung lässt mehr Fragen offen, als

dass sie uns hilft, uns im Hier und Jetzt zu orientieren. Für irgendwas ist ja immer gerade die Zeit. Dann kam der Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine und die Energiekrise inmitten einer Klimakrise. Dann kam alles, worin wir jetzt (?) stehen, auch das Wort „Zeitenwende“ – und auf einmal stehen wir mitten drin in Jesu Ansage von Gottes Reich und Zeit. Denn „Jetzt ist die Zeit“ sind Worte des Widerstands und des Aufstands für Mitmenschlichkeit. Jesus sprach diese Worte, kurz nachdem Johannes der Täufer von Herodes' Leuten ins Gefängnis geworfen wurde. Jetzt ist die Zeit, rief Jesus seinen Freunden angesichts der Taten dieses Herrschers zu. Jetzt bloß nicht einknicken vor den Herrschern dieser Welt. Jetzt ist die Zeit. Gottes Reich bricht an. Glaub daran. Er sagte es zu seinen Freunden. Er sagte es auch zu Herodes und zu sich selbst. Jetzt ist die Zeit für einen Herrscher, der uns beide am Leben erhält. Eine Mahnung und eine Erinnerung, für Jesus, für Herodes und Jesu Weggefährten. Jesus ließ sich nicht einschüchtern. Mitten in den Drohgebärden eines Herrschers wie Herodes verwies Jesus auf Gott: „Der hat uns alle erschaffen. Der herrscht über uns, nicht ich, nicht Du, lieber Herodes, sondern allein dieser Gott, Urgrund allen Lebens! Und dieser Gott sorgt auch für uns. Er hat uns beide gewollt.“

Bloß nicht einknicken

Für Herodes war das ein Affront, aber Jesus ließ es sich nicht nehmen, von dem zu reden, der das Leben fördert und will. Er wusste, von wem er kommt und wohin er geht. Jesus hat auf den Goldgrund hinter all der Finsternis geschaut. Mitten in der bedrohlichen Kulisse von Verfolgung und Tod wurde der Himmel wieder ganz weit. Dass Gott uns alle erschuf, wohin führt uns das in unserem Denken? Wie sieht diese Welt aus mit dem Glauben an einen Gott als Herr über uns allen? Wohin bringt uns dieser Glaube? Fragen, die wir uns beim Kirchentag stellen werden und denen wir uns stellen. Was macht mir Angst? Vor wem knicke ich ein? Wo finde ich inmitten der Krisen noch Halt? Wir leben wieder in einer Zeit, die ihre Diktatoren hat. Wladimir Putin hat die Ukraine überfallen. Ein Angriffskrieg von grauenhaftem Ausmaß. Die Kriegsverbrechen sind noch nicht gezählt, geschweige denn all die Leidensgeschichten aufgeschrieben. Wir ahnen nur das Ausmaß.

Wir leben in einer Zeit, in der Oppositionelle in China, Iran und Weißrussland mundtot gemacht werden, weggesperrt wie Johannes der Täufer. Trotzdem stehen dort Tag für Tag Menschen auf. So nicht, sagen sie, über uns herrscht doch etwas anderes. Wir leben in einer Zeit, in der wir in Deutschland unsere Abhängigkeiten von fremden Ländern und Regierungen erkannt haben. Wir hängen mit unserer Wirtschaft am Tropf Chinas. Die Wärme unserer Wohnungen ist im Winter zu einem Politikum geworden. Woher kommt unsere Energie und zu welchem Preis kaufen wir sie ein und vor allem, bei wem? Welche Abhängigkeiten gehen wir ein? Wir leben in einer Zeit, wo leitende Geistliche wie Patriarch Kyrill I. Kriege befürworten und Soldaten freisprechen von jeder Schuld vor Gott. Wir erleben, wie Kyrill I. dem Staate Putins dient und das Evangelium missbraucht. Wir Deut-

*Wir leben in einem Land,
wo Geistliche Waffen schon
einmal gesegnet haben.*

sche wissen, wohin so etwas führt. Denn wir leben in einem Land, in dem die Amtskirchen unter Hitlers Regime bei der Verfolgung jüdischer Mitbürger mitmachten. Wir leben in einem Land, wo Geistliche Waffen schon einmal gesegnet und Krieg heiliggesprochen haben. Wir leben in einem Land, wo unter den Nationalsozialisten Andersdenkende mundtot gemacht wurden. Wir in Deutschland wissen, wohin so etwas führt.

Nürnberg mit seiner ganzen Geschichte erzählt von dieser Schuld. Aber Nürnberg erzählt auch von Umkehr und von Neuanfang. Denn Nürnberg, das ist auch die Stadt der Erkenntnis. Die Stadt, in der Albrecht Dürer einst ganz genau hinschaute und uns einen Hasen vor Augen malt, detailgetreu bis ins letzte Haar. Jahrhunderte später schauten Menschen in Nürnberg wieder ganz genau hin und hielten alles fest, jedes Unrecht, jede einzelne Missetat: die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse. Die Erkenntnis von Schuld und bis heute der Ruf zur Umkehr, all das verbindet sich mit Nürnberg. Wer heute vom Frauentorgraben in Nürnberg Richtung Kornmarkt geht, steht auf der Straße der Menschenrechte. 33 Stelen und auf jeder die Erinnerung: Achtet miteinander das Leben. In Nürnberg bündelt sich alles, was wir Menschen einander sein können im Guten wie im Bösen und es



Foto: epd

Kirchentagspräsident Thomas de Maizière, Generalsekretärin Kristin Jahn und Klaus-Dieter Josel von der Deutschen Bahn (von links) bei der Vorstellung des Programms für den Kirchentag im Juni.

gibt eigentlich keine bessere Stadt in diesen bedrängenden Zeiten, um all das zu feiern, wozu Glaube uns bringt und befreit. Es gibt keine bessere Stadt, um auch deutlich zu machen, wozu der Kirchentag 1949 gegründet wurde und warum es ihn bis heute braucht als Herberge derer, die sich mündig machen im Glauben und in der Welt und eintreten für Mitmenschlichkeit. Wir sind frei, unseres Nächsten Beschützerin und Beschützer zu sein. In dieser Freiheit stehen wir, davon erzählt Jesus mit seinem Leben und seinem Ruf: Jetzt ist die Zeit! Dialog. Kürzlich fragte mich eine Journalistin, warum mir Dialog so wichtig ist. Ja, warum eigentlich? Weil ich noch nicht fertig bin: mit mir, mit dir, mit der Welt. Ohne Dialog ist alles tot. Das Schöne am Dialog sind die Neugier und der mögliche Erkenntnisgewinn.

Dialogbilarbeiten werden ein Kennzeichen von Nürnberg sein. Wir werden den Dialog und die kontroverse Debatte feiern und wagen: mit den Podien und Dialogbi-

Wir werden den Dialog und die kontroverse Debatte feiern und wagen.

belarbeiten. Wer weiß, welche Erkenntnis wir alle dabei gewinnen, wenn Christian Sewing, Vorstandsvorsitzender Deutsche Bank, mit dem Präses der Rheinischen Kirche, Thorsten Latzel, gemeinsam in die Bibel blickt. Wir werden die Kontroverse wagen um die Grenzverschiebungen in der Friedensethik. Welchen Frieden wollen wir, was sage ich als Christin, als Christ mit Blick auf die Waffenlieferungen in die Ukraine? Wie geht Frieden, wenn einer sich bedroht fühlt von Freiheit und Demokratie? Wie geht Frieden, wenn Putin den Krieg bis heute will? Wir werden ringen um Lösungen an-

gesichts eines Klimas, das unter uns brennt. Wie gehen wir gut miteinander um, wenn Regierende inmitten von Krisen so schnell entscheiden müssen? Wie krisenfähig ist unsere Demokratie? Welche Lösungen haben wir noch angesichts der Klimakrise, die wir verursacht haben? Gibt es noch ein Recht auf Zukunft und wenn ja, wer klagt das wie ein?

Tausende Hände und ein Herz

Wir dürfen morgen noch besser sein als heute. Deshalb wagen wir den Dialog. Immer in der Haltung, dass auch der andere Recht haben könnte. Vorurteilsfrei auf der Suche sein. Genau das ist Kirchentag. Kirchentag fordert und fördert den Dialog mit seinem gesellschaftspolitischen und theologischen Programm. Und wir eröffnen Horizonte, so Gott will, auch mit den Mitteln der Kunst. Wir laden zum Mitsingen, Mitbeten ein. Halleluja. Händel meets Rutter, und ich kann ein Teil davon sein: Beim Mitsingkonzert bleibt keiner mit seinem Lied allein. Wir werden das Kyiv Symphony Orchestra zu Gast haben und seine Zeiten-deutung hören, die Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit gebannt in Musik, bis der Abendsegen erklingt. Wir wissen heute noch nicht, welches Zeichen wir mit dem Kirchentag in Nürnberg hinterlassen werden. Denn das Zeichen sind wir immer auch selbst, all die tausende Mitwirkenden und Besuchenden mit ihrer Sehnsucht und Hoffnung. Es ist offen, was daraus entsteht, wenn wir uns in Nürnberg versammeln zu Gebet und Dialog.

Kirchentag ist die Bewegung von vielen. Von Leuten, die sagen: Ich pack mit an. Er ist Ort für Engagement und zivilen Protest. Er ist die Bewegung der Menschen, die sagen: Wir legen Hand an, wir verbinden die Wunden. Wir senden ein Schiff. Wir

erwarten nicht, dass der Staat alles tut. Wir wissen, es ist auch an uns. Denn wir sind frei, aufzustehen und zu handeln und wir vertrauen auf diesen Gott, der Mensch geworden ist. Das ist waghalsig und riskant, aber en vogue schon seit fast 2000 Jahren.

Abseits der großen Bühnen und Podien stehen sie und begrüßen auch den 5 893. Gast in der Messehalle mit 6 000 Plätzen noch mit einem Lächeln: unsere ehrenamtlich Helfenden. Auch das ist Kirchentag. Wir sind zu Gast in der Fremde und wir begrüßen unsere Gäste aus nah und fern mit Herz. Wir tun dies, weil wir an einen glauben, der uns auch willkommen geheißen hat in der Fremde und uns begleitet. Unsichtbar, leise und still. Das ist das kleine Wunder abseits der großen und kleinen Bühnen. Wir leisten uns das als Kirchentagsbewegung. Schon seit Jahren. Tausende Hände packen zu, wir schaffen Raum und Herberge für Menschen, die uns auf Bühnen und Podien das zeigen, was sie lieben und wofür sie stehen mit all ihrem Kunst- und Sachverstand. Aber möglich wird all dies nur durch tausende Hände und ein Herz. Menschenfreundlichkeit ist unsere Marke und unser aller Beginn. Wenn die Besucherinnen und Besucher am 11. Juni, so Gott will, wieder glücklich zu Hause angekommen sind, dann ist die Welt noch nicht heil. Dann wird die evangelische Kirche immer noch in der Minderheit sein in diesem Land. Aber wir werden vielleicht gespürt haben: Nicht die Mehrheit ist wichtig, sondern das, was mich tröstet und trägt, und mit dieser Hoffnung steh ich nicht allein. Kirchentag macht die Welt nicht heil. Wenn er vorbei ist, dann werden in Nürnberg immer noch viele Menschen auf der Straße leben, so wie jetzt schon. Wer aufmerksam durch die Stadt geht, sieht sie: obdachlose Menschen. Menschen, die nicht auf dem Podium stehen. Deren Geschichten wir nicht kennen. Sie sind da, ohne Zelt und Herberge. Nicht nur am Bahnhof. Armut wird immer noch ein Thema sein.

Ja, klar: Wir sammeln Kollekten. Die Kollekten stopfen hier und da ein Loch. Aber Gott gebe, dass all unser Reden, Singen und Tun unseren Blick verändert auf die Not vor der Haustür Europas und in unserer Stadt. In Demut begehen wir deshalb diesen 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag. Wenn wir gehen, ist nicht alles gut, aber wir wissen: Nichts geht allein und deshalb kommen wir zusammen und verbinden uns im Hoffen und Machen. ◀

Ringens um Gottes Wort

Zur Frage der Frauenordination in Lettland und weltweit

UTA ANDRÉE

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Lettland ordiniert seit 1993 keine Frauen mehr. In diesem Zusammenhang scheinen viele grundsätzliche Fragen im ökumenischen Miteinander auf, meint Oberkirchenrätin Uta André, Leiterin des Dezernats für Theologie, Ökumene und Diakonie der Nordkirche in Kiel. Sie antwortet auf einen Beitrag von Johannes Fischer zum Thema (zz 2/2023) und auf das *zeitzeichen*-Interview mit Erzbischof Jānis Vanags (zz 12/2022).

Für die Frauenordination an sich, die an der sichtbaren Oberfläche des Konflikts in Lettland liegt, kann man biblische Argumente finden, wie Wilfried Härle es 2017 in seinem Buch *Von Christus beauftragt* als Beitrag zu ebendieser Debatte aufgezeigt hat. Beeindruckend

sind Härles Studien, weil sie im biblischen Zeugnis eine ebenso breite Spur ausmachen, die für eine Ordination von Frauen sprechen kann, wie es Belege für das Gegenteil geben mag. Dennoch wird man fragen müssen, ob dieses Verfahren nicht deshalb an seine Grenzen stößt, weil uns bei unserem Umgang mit der Heiligen Schrift die Einsicht leitet, dass nicht nur unsere kirchliche Praxis kontextgebunden ist, sondern auch das jeweilige biblische Zeugnis das Wort bestimmter Zeiten und Kulturen ist.

Im Grunde geht es bei diesem Konflikt um die Art der Auslegung. Muss die Bibel auf der einen und der anderen Seite für irgendetwas herhalten? Kann man überhaupt allgemein gültige Antworten auf gegenwärtige ethisch-moralische Fragen aus der Bibel erwarten? Es wird wohl nur eine fundamentalistische Bibelauslegung die Auffassung vertreten, man könne die Frauenordination aufgrund biblischer Referenzen eindeutig befürworten oder ablehnen.

Über das Phänomen des Fundamentalismus wurde im Blick auf die abgeschaffte Frauenordination in Lettland viel nachgedacht. Zum Beispiel von Dace Balode. Sie ist Theologin und ordinierte Pastorin der Lettischen Evangelisch-Lutherischen Kirche Weltweit, also der von Erzbischof Vanags unabhängigen lutherischen Kirche. Balode hält fest, dass

Fundamentalismus gibt es überall, wo Veränderungen in Systemen stattfinden.

„Fundamentalismus eine krisenbedingte Fluchtbewegung aus der überfordernden Moderne und Suche nach Halt und Orientierung“ ist. Dieses Phänomen „kommt überall dort vor, wo Veränderungen zur Öffnung der kulturellen, sozialen und politischen Systeme stattfinden.“

Dace Balode markiert damit, woher die fundamentalistische Haltung der Evange-



Foto: Toms Grinbergs

Dace Balode ist Dekanin der theologischen Fakultät der Universität von Lettland und hat eine dezidiert andere Auffassung zur Frauenordination als Erzbischof Vanags.



Foto: epd

Erst gut fünfzig Jahre her: Am 4. April 1968 werden die ersten sechs evangelischen Theologinnen ihrer Landeskirche in der Braunschweiger Katharinenkirche zu Pastorinnen ordiniert.

lich-Lutherischen Kirche Lettlands und ihres Erzbischofs kommen mag. Seit 1993 ist Jānis Vanags in diesem Amt und steht einer Kirche in Zeiten gewaltigen gesellschaftlichen und weltpolitischen Wandels vor. Die Analyse, wo der Fundamentalismus herkommen mag, ist gut. Aber zu verstehen, was einen anderen zu seinem Urteil bewegt, muss weder dazu führen, sein Urteil zu akzeptieren, noch dazu, seinen Standpunkt in nachsichtiger Weise als beschränkt und noch nicht ausgereift zu bewerten – nach dem Motto „Er ist noch nicht so weit.“

Der Vergleich der lettischen Kirche mit afghanischen Bergregionen ist äußerst unpassend.

Diese paternalistische Argumentation ist Johannes Fischer unterlaufen, als er in seinem Beitrag zur Frauenordination in Lettland als Vergleich das Beispiel von Volksgruppen in entlegenen afghanischen Bergregionen und deren Verständnis von Menschenrechten bemühte (vergleiche z. B. 2/2023).

Das biblische Zeugnis als Steinbruch für die eigene Position zu benutzen, kann auf beiden Seiten zu einer fundamentalistischen Bibelinterpretation tendieren. Lutherische Theologie zeichnet sich seit ihren Anfängen dadurch aus, dass sie das Zeugnis der Schrift gewichtet und in einen hermeneutischen Horizont stellt. „Was Christum treibet“ hat Luther als Metrum genannt. Dieses ist ergänzungs- und erklärungsbedürftig. Solche Ergänzungen oder Erklärungen können beispielsweise lauten: „Was dem Leben dient, weil Gott ein Gott des Lebens ist.“ und „Was im Geist der Liebe geschieht, weil Gott Liebe ist.“ oder „Was nicht zur Logik der Macht

passt, weil das rettende Kreuz ein Symbol der Schwachheit ist.“ Aber auch unter Anwendung des genialsten hermeneutischen Schlüssels wird das biblische Zeugnis häufig uneindeutig bleiben, und es muss im Dialog mit der Schrift um die je eigene christliche Antwort gerungen werden. Damit kommt ein anderes Kriterium in die Diskussion, nämlich, dass wir als Christen Auseinandersetzungen einzig und allein mit dem Wort führen und keine anderen Machtinstrumente einsetzen als unsere Argumente (*sine vi sed verbo*). Unsere historische Verflochtenheit und die vielfältigen Abhängigkeiten von Kirchen, die aus der Mission oder aus den Wanderungsbewegungen von Christen oder anderen politischen welthistorischen Umständen hervorgegangen sind, stehen diesem Ideal allerdings im Weg.

Wenn der Erzbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands, Jānis Vanags, behauptet, dass Entscheidungen wie die zur Frauenordination, keine echten Mehrheiten im Lutherischen Weltbund (LWB) darstellten, sondern aufgrund äußerer Drucks entstünden, weil es immer auch um die Gewährung oder Nichtgewährung von Finanzhilfe ginge (vergleiche z. B. 12/2022), dann spielt er genau darauf an. Auch wenn der Einschätzung des Erzbischofs zu den Mehrheitsverhältnissen im Lutherischen Weltbund zu ethischen Fragen nicht zuzustimmen ist, legt er doch den Finger in die Wunde. Diese Debatte wird seit langem unter anderem in der Internationalen Vereinigung für Missionsstudien (IAMS) unter dem Stichwort „Mission und Macht“ oder „mission and money“ geführt. Die Geldtransfers, mit denen Kirchentümer weltweit unterstützt und erhalten werden, kommen in den Blick. Sie sind eine Fortsetzung des ursprünglichen Enthusiasmus und

des Sendungsbewusstseins, mit dem Missionare und Missionarinnen über Jahrhunderte in die „weite Welt“ gezogen sind, um dort in Wort und Tat Christus zu predigen. Es sind Missionsstationen entstanden, die zum einen bis heute für humanitäre Hilfe durch reichere Geschwister in der Welt stehen, aber auch für eine Art, Kirche zu sein, die sich nicht mit den Mitteln der Gläubigen vor Ort finanzieren lässt. Zum anderen gibt es Kirchwerdungen in der sogenannten Diaspora, wo Menschen ihr Christsein in einem sich wandelnden Kontext bewahrt haben oder in einen fremden Kontext eingetragenen haben. Auch viele dieser Kirchen können ohne Hilfe der Geschwister kaum ihre kirchliche Organisation aufrechterhalten. Der Lutherische Weltbund ist in beiden Kontexten aktiv und verteilt Gelder der reichen Mitgliedskirchen an die ärmeren auf unterschiedliche Art und Weise und zu unterschiedlichen Zwecken um.

Religionspolitisch aufgeladen

An dieser Stelle nun entsteht ein gravierendes Problem: Immer spielt Geld eine Rolle, wenn Religionsverbände ihre Einflussphären erhalten oder ausweiten wollen. Man wird unterstellen können, dass dies meist besten Wissens und Gewissens und nicht mit einem Gestus der Überheblichkeit geschieht. Immerhin geschieht all dies in einer weltweit religionspolitisch aufgeladenen, wenn nicht heißen Situation. Der Lutherische Weltbund als Gemeinschaft von 149 Mitgliedskirchen, die 77 Millionen lutherische Christen weltweit vertreten, sieht sich dem Internationalen Lutherischen Rat aus der Tradition der Missouri-Synode gegenüber, der zwar noch weit weniger Kirchen und Mitglieder

umfasst, sich allerdings intensiv und invasiv um Mitglieder auch unter den Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes bemüht. Doppelmitgliedschaften werden derzeit von beiden Weltbünden (LWB und ILR) anerkannt, obwohl die Überzeugungen, zu denen sich Mitgliedskirchen in beiden Bündnen bekennen, voneinander abweichen beziehungsweise einander ausschließen. Die Frage der Frauenordination ist einer dieser Widersprüche.

Angesichts sehr unterschiedlicher kultureller, politischer und gesellschaftlicher Kontexte ist die Liste der Punkte, an denen das Evangelium unterschiedlich verstanden wird, lang. Dass dennoch Gemeinschaft im Lutherischen Weltbund möglich ist, zeugt von Weite und Freiheit in der Gemeinschaft, die damit ihrem Ursprung in der Reformation die Ehre gibt. Der Lutherische Weltbund tut gut daran, diese Weite und Freiheit nicht durch Ausschlussbestrebungen zurückzunehmen, auch wenn Vielfalt in vielen Fragen schmerzhaft ist und die Doppelmitgliedschaft in LWB und ILR die Gemeinschaft der Kirchen im LWB aufgrund mancher sich widersprechender Überzeugungen erschüttert.

Ökumene ist eben nicht nur ein wunderbares buntes Treiben unter Gottes Regenbogen, sondern zuweilen auch ein schrilles, zum Zerreißen gespanntes Ringen um Gottes Wort für die Welt. Gleichzeitig wird man diejenigen ziehen lassen müssen, die von sich aus keine Heimat mehr im LWB finden. Und man wird die Kompromissbereitschaft nicht bis zu dem Punkt überdehnen, an dem der Eindruck entsteht, dass es auch dem LWB nur um Mitgliederzahlen und nicht um das Evangelium gehen könnte.

In Lettland gibt es inzwischen neben der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands eigene Gemeinden der Lettischen Evangelisch-Lutherischen Kirche Weltweit. Diese Lettische Auslandskirche ist in den 1940er-Jahren entstanden, als Lutherische Christen aus Lettland vor der Roten Armee flohen. Nach der Wende kehrten lettische Christen Anfang der 1990er-Jahre in ihre Heimat zurück, und es kam zur Annäherung zwischen der Auslandskirche und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland. Doch mit dem Streit vor allem um die Frauenordination droht die Entzweiung in ein klares Gegenüber dieser beiden Lutherischen Kirchen in Lettland zu geraten. Beide haben Gemeinden gegründet im Einflussbereich der jeweils anderen. Einzelne Men-

schen und eine Gemeinde sind in Lettland selber in die Auslandskirche übergetreten.

Im September wird der Lutherische Weltbund seine Vollversammlung in Krakau abhalten (vergleiche *zz* 3/2023). Wie wird man mit diesem exemplarischen Konflikt umgehen? Wie wird man überhaupt das Verhältnis zu den Lutheranerinnen und Lutheranern des Internationalen Lutherischen Rates fassen? In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg und der NS-Diktatur hat auch die Missouri-Synode, die Vorgängerin des Internationalen Lutherischen Rates ILR, den lutherischen Kirchen in Deutschland geholfen, sich theologisch zu orientieren und eine Generation von Leitenden Geistlichen und Pastoren bei ihrem Neuanfang zu fördern. Das wäre ein positiver Anknüpfungspunkt für den Dialog.

Wenn wir es ernst meinen mit unserem Ringen um den einen Leib Christi, dann muss die Tür offen gehalten werden, vor allem zwischen Kirchen, die einander konfessionell so nahestehen.

Rote Linien überschritten?

Nicht nur das Thema Frauenordination trennt uns, letztlich sind es alle Fragen um Gender und Sexualität, zu denen wir (nicht nur im Gegenüber zum Internationalen Lutherischen Rat, sondern auch innerhalb der Gemeinschaft der Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbunds, aber natürlich auch in der weltweiten Ökumene) zu unterschiedlichen Auffassungen kommen. Die verschiedenen Standpunkte liegen quer zu den klassischen konfessionellen Grenzen. So hat sich vor ungefähr einem Jahr die methodistische Kirche auf Weltebene unter anderem aufgrund der unterschiedlichen Bewertung der Segnung gleichgeschlechtlicher Paare gespalten. Auch Erzbischof Vagnags wirft dieses Thema in die Debatte und meint, andere lutherische Kirchen hätten rote Linien überschritten, indem sie gleichgeschlechtlich Liebende segnen und zum pastoralen und bischöflichen Amt zulassen.

Der Lutherische Weltbund hat demgegenüber immer die Weite und die Freiheit an erste Stelle gesetzt. Die lutherische Tradition kennt die Unterscheidung von Dingen, die zum Kern des Glaubens gehören, und den sogenannten *Adiaphora*, also Praktiken und Gewohnheiten, deren Beachtung und spezifische Ausgestaltung auch bei unterschiedlicher Handhabung nicht kirchentrennend sind. Das Problem verschiebt sich an

dieser Stelle allerdings nur geringfügig, weil sofort der Streit darüber entbrennen muss, was zu den *Adiaphora* gehört und was nicht. Hochumstrittene Fragen der Ethik werden oft einem Moratorium zugeführt, damit sie nicht kirchenspaltende Wirkungen entfalten. Der eine Preis für die große Weite und Großzügigkeit im Umgang mit umstrittenen Fragen innerhalb des Lutherischen Weltbundes sind Abendmahlsfeiern, bei denen einige meinen, nicht teilnehmen zu

*Am Ende wird man
ehrlicherweise nur füreinander
beten können.*

können, Kanzeln, die einander verwehrt werden, bilaterale Partnerschaften, die auf Eis gelegt sind. Der andere Preis kann sein, dass eine Konfessionsfamilie ihre Erkennbarkeit verliert und zu aktuellen, die Welt bewegenden Fragen aus dem Glauben heraus keine Position mehr beziehen kann.

Am Ende wird man ehrlicherweise nur füreinander beten können und um die Klarheit des Herrn, um die Gabe des Heiligen Geistes zur gegenseitigen Verständigung und zur Geduld im gegenseitigen Aushalten bitten können. Wir (alle!) sehen jetzt durch einen dunklen Spiegel, das ist das *Signum* des Lebens im Vorletzten. Und deshalb kann ich zum Schluss nur festhalten: Ich bin als ordinierte Frau überzeugt, dass Gott mich und viele andere Frauen als Pastorinnen in seinen Weinberg ruft. Und ich bin dankbar, dass meine Kirche uns diesen Weg nicht verwehrt. Wir bereichern das Leben der Gemeinden und der Kirche – wie auch die neun Schwestern, die vor einem Jahr in der Dreifaltigkeitskirche in Warschau als erste Frauen für das Pastorinnenamt in der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Polen ordiniert wurden. Manches bewegt sich eben doch, und dann ist es gut, beieinander geblieben zu sein. ◀

Auf dem Portal www.evangelisch.de können Sie ein Gespräch mit der lettischen Theologieprofessorin Dace Balode zum Thema hören: bit.ly/3K2aATo.



pro und contra:

Ein verpflichtendes Dienstjahr für alle?



Foto: Thorsten Schneider/vielbauch.de

Carsten Linnemann



Foto: picture alliance/dps/Christoph Soeder

Linda Teuteberg

Wäre ein verpflichtendes Dienstjahr für alle jungen Menschen ein richtiger Schritt zu mehr Gemeinsinn und gegen Nachwuchsmangel in vielen Bereichen? Ja, sagt Carsten Linnemann, Bundestagsabgeordneter und stellvertretender Parteivorsitzender der CDU. Ihm widerspricht die Bundestagsabgeordnete Linda Teuteberg, Mitglied des FDP-Parteivorstandes und der EKD-Synode.

Gemeinsames Fundament

Ein Gesellschaftsjahr wirkt den Fliehkräften entgegen

CARSTEN LINNEMANN

Mit einem Dienstjahr würden wir klarmachen, dass der Staat keine Bestellplattform ist, sondern dass unser demokratisches Gemeinwesen auf das Engagement aller angewiesen ist.

Seit mehr als einem Jahr hält uns der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine in Atem. Angesichts der schlimmen Ereignisse denke ich oft an meine Zeit bei der Bundeswehr zurück. Wie dankbar können wir sein, dass in Deutschland seit Jahrzehnten kein Krieg herrscht. Zugleich führt uns der Krieg schonungslos vor Augen, dass dies keine Selbstverständlichkeit ist.

Während meiner Wehrdienstzeit im Jahr 1997 ereignete sich die verheerende Oderflut. Als der Ruf nach Unterstützung kam, machte ich mich mit vielen anderen Soldaten auf den Weg ins Katastrophengebiet. Tage- und nächtelang wuchteten wir Sandsäcke.

Ich erinnere mich noch, wie kräftezehrend dies war. Aber ich weiß auch, dass die gemeinsame Anstrengung etwas im positiven Sinne mit uns machte. Kameraden aus allen Ecken Deutschlands und aus unterschiedlichen Milieus zogen an einem Strang.

Am Anfang nahm ich den Wehrdienst als eine Pflichtübung an. Doch spätestens mit diesem Einsatz änderte sich meine Einstellung. Ich habe zum ersten Mal am eigenen Leib erfahren, wie wichtig es für unsere Gesellschaft ist, dass man sich unterhakt. Ich habe gelernt, was Solidarität, Gemeinschaft und Zusammenhalt bedeuten. Ich habe in dieser Zeit auch zum ersten Mal begriffen, wie sinnstiftend es ist, sich für andere Menschen einzusetzen. Und wenn die Geschehnisse während der Oderflut nicht vergleichbar sind mit dem derzeitigen Leid in der Ukraine, so sehen wir doch gerade dort sehr eindrücklich, welche Kräfte Zusammenhalt freisetzt.

Fakt ist, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der zunehmend Fliehkräfte wirken. Die Digitalisierung verführt zu einem physischen Rückzug in die eigenen vier Wände und eigene Gedankenwelten. Oft tauschen wir uns nur noch dort aus, wo wir uns in unserer eigenen Meinung bestärkt sehen. Gleichzeitig werden unsere Wirklichkeiten pluralistischer, etwa durch die Zuwanderung aus anderen Kulturkreisen. Ein solcher Pluralismus kann für eine Gesellschaft bereichernd sein, aber auch herausfordernd. Denn wo Menschen mit unterschiedlichen Werten und Lebensvorstellungen zusammenleben, lassen Bindekräfte nach und Konflikte treten auf.

Wir benötigen daher ein gemeinsames Fundament, das die Gesellschaft trägt und Vertrauen schafft. Ein solches Fundament wäre für mich ein verpflichtendes Gesellschaftsjahr. Dieses Jahr – das nebenbei bemerkt kein ganzes Jahr sein muss – könnte

beispielsweise bei der Bundeswehr, im Katastrophenschutz, in der Pflege oder auch im Ausland durchgeführt werden.

Ein Gesellschaftsjahr wäre ein kraftvolles Instrument, um der zunehmenden Anonymität und Polarisierung entgegenzuwirken. Wir würden als Staat zeigen, für welche Kultur und welches Miteinander wir stehen. Wir würden damit entscheidende Weichen stellen für sozialen Frieden, Toleranz, Sinnstiftung und gesellschaftlichen Zusammenhalt. Wir würden klarmachen, dass unser Staat keine Bestellplattform

ist, sondern dass unser demokratisches Gemeinwesen auf das Engagement aller angewiesen ist.

Der Vorteil eines verpflichtenden gegenüber einem freiwilligen Gesellschaftsjahr besteht darin, dass wir nur so auch diejenigen erreichen können, die von einem solchen Dienst besonders profitieren könnten. Etwa junge Menschen, die sich wegen ihres sozialen Umfeldes oder auch aufgrund ihres Migrationshintergrundes ausgeschlossen fühlen. Mit einem freiwilligen Dienst würden wir eher diejenigen

erreichen, die längst wissen, dass sie durch ihr Tun einen Wert schaffen.

Ein Gesellschaftsjahr wäre nur durch eine Grundgesetzänderung umsetzbar. Dabei steht das Recht auf Freiheit, das in unserem Grundgesetz verankert ist, nicht zur Disposition. Jedoch bedeutet Freiheit für mich mehr als individuelle Freizügigkeit. Die Freiheit des Einzelnen können wir auf Dauer nur im Rahmen von gesellschaftlichem Frieden und demokratischen Werten gewährleisten. Beidem kann ein Gesellschaftsjahr dienen. 

Untauglicher Ersatz

Die Wertentscheidung des Grundgesetzes widerspricht einem verpflichtenden Dienstjahr

LINDA TEUTEBERG

Wir sollten auch in schwierigen Zeiten unsere Verfassung bewahren.

Das Böckenförde-Diktum, wonach der freiheitliche, säkularisierte Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann: Es wird oft zitiert, aber selten wirklich beachtet. Darüber, wie gesellschaftlicher Zusammenhalt gestärkt und bewahrt werden kann angesichts vielfältiger Anfechtungen von innen und außen, lohnt es, nachzudenken und zu streiten. Verstärkt wird seit einigen Jahren die Forderung nach einem sozialen Pflichtjahr erhoben.

Um die Wehrpflicht soll es hier gerade nicht gehen. Sie ist ausgesetzt und kann wieder eingeführt werden, wenn dies verteidigungspolitisch geboten sein sollte. Letzteres ist angesichts der außen- und sicherheitspolitischen Situation nicht auszuschließen. Doch auch Experten der Bundeswehr halten es derzeit weder für sinnvoll noch praktisch durchführbar, erneut eine Wehrpflichtigenarmee zu organisieren. Wichtig für die Debatte um eine Dienstpflicht ist indes die Wertentscheidung unserer Verfassung, die hier zum Ausdruck kommt: Dass nämlich jenseits des Zweckes der Landesverteidigung und ihrer Erfordernisse kein Raum ist für einen verpflichtenden, ja einen Zwangsdienst.

Dass selbst die Mütter und Väter des Grundgesetzes angesichts der Situation

nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer solchen Wertentscheidung kamen, sollte alle nachdenklich machen, die schnell Allgemeinplätze wie „Freiheit ist nicht grenzenlos“ entgegenhalten. Unsere Verfassung will Individuum und Gemeinwohl nicht gegeneinander ausspielen, sondern betont aus historischer Erfahrung Würde und Rechte des Einzelnen, der in Freiheit Verantwortung übernimmt. Werte wie Hilfsbereitschaft, Rücksichtnahme und Pflichterfüllung zu vermitteln, ist Aufgabe von Erziehung und Wertevermittlung in Familie, Bildungseinrichtungen und Gesellschaft ohne staatliche Zwangsdienste. Eine Dienstpflicht ist untauglich als Ersatz dafür, Defizite und Versäumnisse bei Bildung und Integration zu kompensieren.

Erst recht nach all den Entbehrungen und Zumutungen, ja realen Schäden, die junge Menschen im Zuge der Pandemie erlitten haben, ist es zudem ein problematischer Zungenschlag, dass gerade junge Menschen der Gesellschaft etwas geben müssten. Viele von ihnen engagieren sich bereits freiwillig. Entscheidend aber ist, dass man sich ein ganzes Leben freiwillig ehrenamtlich engagieren kann und sollte. Als staatsbürgerliche Normalität neben und zusätzlich zu Ausbildung, Studium und Erwerbsarbeit. In verschiedenen Lebensphasen mit ihren familiären und beruflichen Erfordernissen in unterschiedlichem Maße, aber eben nicht symbolisch

begrenzt auf ein verpflichtendes Jahr. Der Ruf nach einer Dienstpflicht ist auch Ausdruck einer Sehnsucht nach Eindeutigkeit und einfachen Lösungen. Übrigens etwas, das man sonst gern Populisten vorwirft. Dabei werden regelmäßig die Augen verschlossen vor Auswirkungen an anderer Stelle. Angesichts der demografischen Entwicklung junge Menschen systematisch ein weiteres Jahr von Ausbildungs- und Berufsbeginn abzuhalten, reißt Lücken und zeitigt reale Probleme an anderer Stelle.

Demokratie ist kein Versandhaus, kein Pizzadienst. Was wir daher benötigen in unserer Gesellschaft, ist mehr Wertschätzung, zum Teil überhaupt Respekt für Engagement. Gerade für langfristiges Engagement und nicht nur für oder gegen ein Thema, das die eigenen Interessen besonders berührt. Für das schwierige, Frustrationstoleranz erfordern friedliche Ringen um demokratische Mehrheiten. Auf die Frage nach gesellschaftlichem Zusammenhalt brauchen wir bessere Antworten und keine Ablenkungsmanöver oder Profilierung auf Kosten der jungen Generation. Wir sollten auch in schwierigen Zeiten die Fassung wahren und unsere Verfassung achten. Engagement braucht keine Grundgesetzänderung. Das Grundgesetz gibt uns den Auftrag, gesellschaftlichen Zusammenhalt ohne eine allgemeine Dienstpflicht zu organisieren. 

Klassismus und Kirche

Für die einen ist es ein weiterer „-ismus“, der sie nervt, für die anderen eine Form von Diskriminierung aufgrund ihres gesellschaftlichen Status, unter der sie immer wieder leiden. Klassismus ist in Deutschland ein noch viel zu wenig diskutiertes Thema, gerade auch in der evangelischen Kirche. Denn sie sieht „die Armen“ zu oft als Objekte der Hilfe an, aber nicht als teilhabende Subjekte. Damit sich das ändert, müssen Sprache, Habitus und Machtstrukturen in Frage gestellt werden.

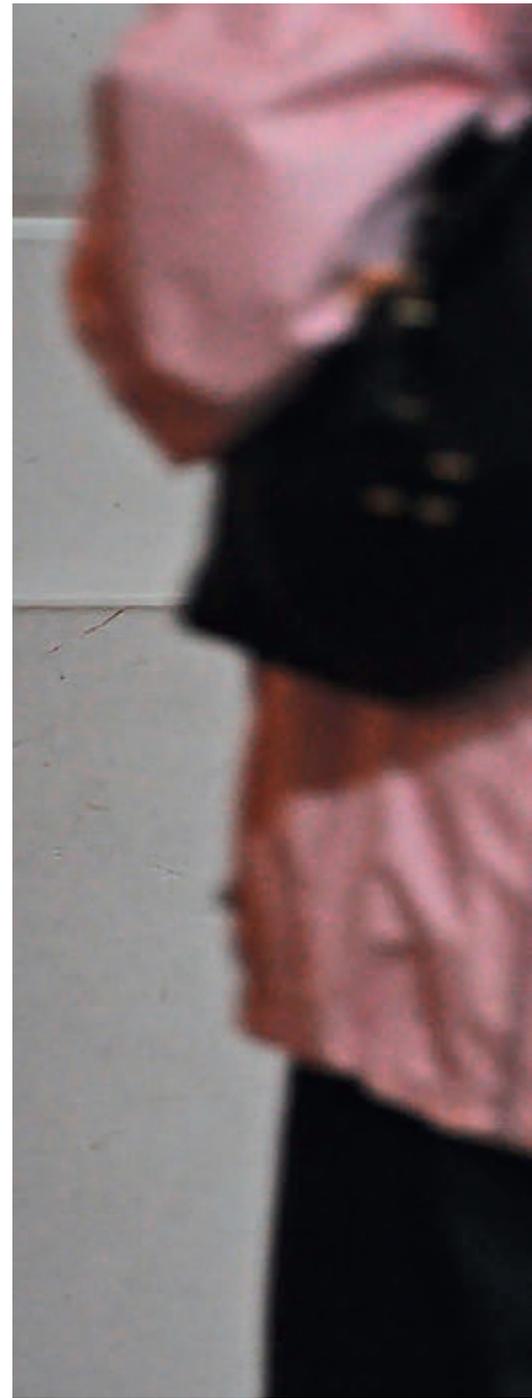


Foto: picture-alliance/Armin Weigel

EBERHARD PAUSCH

Stallgeruch

Worum es bei der Debatte um Klassismus geht und wo sie bislang geführt wird.

Seite 26

ANDREAS MAYERT

Abgewertet

Wer nach Klassismus in der Kirche sucht, findet ihn in so manchen Veröffentlichungen der EKD.

Seite 29

STEPHAN KOSCH

Minderheit

An der Uni sind Kinder aus Nicht-Akademikerfamilien selten. Gerade auch in der Theologie.

Seite 32



GERHARD WEGNER

Wo es herkommt

Luther statt Müntzer – der Protestantismus stand schon früh auf Seiten der Privilegierten.

Seite 35

INTERVIEW

Es stört die Harmonie

Interview mit der Theologin Sarah Vecera über ihre Erfahrungen mit Klassismus in der Kirche.

Seite 38

Der falsche Stallgeruch

Eine Hinführung zum Thema Klassismus in der Gesellschaft

EBERHARD PAUSCH

Der Begriff ist älter als das Kommunistische Manifest von Karl Marx, das Phänomen selbst hat nicht an Aktualität verloren. Klassismus und die Frage nach der Diskriminierung bestimmter Milieus werden derzeit viel diskutiert. Eberhard Pausch, Studienleiter an der Evangelischen Akademie Frankfurt, gibt einen Überblick über das Thema.

Der Begriff klingt fremd, künstlich und sperrig – dabei bezeichnet er ein Phänomen, das viele Menschen in ihrem Alltag bestens kennen: „Klassismus“ meint den „Kampf“ höherer sozialer Klassen gegen Arbeiter:innen oder arme Menschen überhaupt. Dieser Kampf umfasst die Etablierung und Verteidigung sozialer Ungerechtigkeiten, Unterdrückung, Diskriminierung und Verachtung. „Klassismus“ ist kein Kunstbegriff, der erst kürzlich in Analogie zu „Rassismus“ entstanden wäre. Im Gegenteil. In England und Frankreich war „classism(e)“ schon vor dem Erscheinen des „Kommunistischen Manifests“ (1848) in Gebrauch. Wenn im Manifest vom Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie die Rede ist, dann kann man diesen durchaus als Reaktion auf den „Klassenkampf von oben“ und somit auch auf Klassismus verstehen. Dass in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht mehr von „Klassen“, sondern von „Schichten“ oder „Milieus“ gesprochen wird, macht die Verwendung des Begriffs nicht sinnlos. Von „Rassismus“ zu sprechen ist ja ebenfalls berechtigt, auch wenn es innerhalb der Gattung „Mensch“ definitiv keine Rassen gibt.

Erfolgreich verdrängt

Obwohl der Klassismusbegriff also eine längere Vorgeschichte hat, wurde er erst in den 1970er-Jahren wieder aufgegriffen. Schwarze Feministinnen und eine lesbische Gruppierung namens „The Furies“ in den USA bedienten sich des Begriffs, um eine spezifische Form der Unterdrückung und Diskriminierung zu kennzeichnen. Seit 1989 bekam er im Anschluss an Kimberlé W. Crenshaw einen festen Platz in der Debatte um „Intersektionalität“. Crenshaw stellte sich ein Verkehrsoffer vor, das von Fahrzeugen aus verschiedenen Richtungen angefahren und verletzt wird. Anhand dieses Bildes definierte sie „Intersektionalität“ als Mehrfachdiskriminierung (was das reale Geschehen anbetrifft) oder multiple Vulnerabilität (was das Erleben der Opfer anbetrifft). Ein Mensch kann zugleich hinsichtlich seines Geschlechts, seiner sexuellen Orientierung, seiner Hautfarbe und seiner sozialen Herkunft diskriminiert werden. Damit sind vier „Masterkategorien“ der Intersektionalitätsdiskurse benannt. Dass es weitere Formen von Diskriminierung gibt, etwa die Benachteiligung aufgrund des Behindertenstatus, wird hierbei nicht bestritten.

In der Gegenwart kommt es immer wieder vor, dass Personen, die in spezifischer Weise unterdrückt werden, die Leiden anderer ignorieren und nur die jeweils eigenen Verletzungen zum



Maßstab erheben. Sie fordern Gerechtigkeit für sich selbst, haben die anderen aber nicht im Blick. So wurden in den vergangenen Jahren vorrangig geschlechtliche oder sexuelle Diskriminierungen oder der Rassismus thematisiert. Die Benachteiligung aufgrund des Klassenstatus wurde hingegen oft übersehen oder erfolgreich verdrängt. Kurz: Diskriminierungen nach Geschlecht, Sexualität oder Hautfarbe „deklassieren“ den Klassismus.



Foto: picture alliance

Es gibt aber auch die umgekehrte Tendenz, die dem klassisch marxistischen Ansatz entspricht und politisch etwa von Sarah Wagenknecht vertreten wird. Ihr zufolge ist der Klassismus Ausdruck des ökonomisch zu definierenden Hauptwiderspruchs, die anderen Kategorien repräsentieren dagegen bloße Nebenwidersprüche. Dahinter steht das Marxsche Narrativ: „Alle bisherige Geschichte ist die Geschichte von Klassenkämpfen“. Diese Sicht hat wegen ihrer Monokausalität jedoch heute viel an Deutungskraft eingebüßt.

Die Sozialphilosophin Nancy Fraser schreibt dem Klassismus im Rahmen der „Masterkategorien“ eine Sonderrolle zu. Zum einen beruht er wesentlich auf ökonomischen Faktoren, die drei anderen Kategorien aber auf vorwiegend natürlich-biologischen, mit der Körperlichkeit des Menschen verbundenen Faktoren. Zum anderen besteht der ethische Anspruch im Blick auf die Klassendifferenz darin, diese zum Verschwinden zu bringen: Gleichheit ist das Ziel. Dagegen besteht der ethische Anspruch im Blick auf die anderen drei Kategorien darin, die mit ihnen verbundenen Differenzen ausdrücklich anzuerkennen und zu würdigen. Daher hat der Klassismus ein klares eigenes Profil.

Soziales Gefälle

Daraus folgt aber nicht zwingend, dass er die fundamentale Kategorie darstellt. Möglicherweise besteht die Leistungsfähigkeit des Konzepts der Intersektionalität genau darin, dass sie zwar von heterogenen, aber dennoch gleichermaßen bedeutsamen Kategorien ausgeht. Keinesfalls aber ist die Perspektive der Klassendifferenz (sei sie auch zur Schichten- oder Milieu-Differenz ermäßigt) unbedeutend. Denn Klassismus ist eine Weise, wie sich in unserer Gesellschaft ein soziales Gefälle massiv zum Nachteil vieler Menschen manifestiert.

Ob es einen ideologisch geplanten oder gesteuerten Klassismus gibt, ist anders als im Fall des Rassismus fraglich. Wenn Menschen aus bürgerlichen Schichten oder Bildungsbürgermilieus Menschen aus Arbeiterfamilien mit Vorurteilen begegnen, sie aktiv diskriminieren oder bekämpfen, dann hat das oft mit der berühmten „Chemie“ zu tun, von der man sagt, dass sie stimmen müsse, wenn Menschen zueinanderfinden sollen. Das fängt beim Körpergeruch an und führt zum „Stallgeruch“ hin. Pierre Bourdieu sprach in diesem Zusammenhang vom „Habitus“. Wobei dessen Definition als „... als Gesamtheit von Haltungen, Dispo-

Diskriminierungen nach Geschlecht, Sexualität oder Hautfarbe „deklassieren“ den Klassismus.

sitionen, Gewohnheiten und Einstellungen eines Individuums gegenüber der Welt“ abstrakt wirken mag. Konkret gemeint ist ein Bündel von Aspekten, unter denen Menschen von anderen Menschen wahrgenommen werden: Kleidungsstil, Manieren oder Benehmen allgemein, „elaborated vs. restricted code“ ihrer Sprache, optimistische Lebenseinstellung, Körpersprache, souveränes Auftreten et cetera. Menschen erkennen einander anhand dieser Aspekte als Angehörige derselben „Klasse“ und empfinden sich als „ähnlich“. Klassismus besteht demnach darin, Angehörige anderer Klassen als „fremd“ zu identifizieren und abzulehnen.

Am Thema „Bildung“ illustriert: Geht man von den seit Anfang der 2000er-Jahre veröffentlichten PISA-Studien aus, dann sind in unserem Bildungssystem (trotz dessen quantitativer Aus-

weitung seit den 1960er-Jahren und der Einführung des „Bafög“) die Kinder aus Arbeiterfamilien oder armen Familien nach wie vor erheblich benachteiligt. Forschungen aus dem Jahr 2017 zeigen: Von 100 Kindern aus diesen Familien beginnen nur 21 Prozent ein Studium. 15 Prozent machen ihren „Bachelor“, acht Prozent schließen mit dem „Master“ ab, nur ein Prozent schafft eine Promotion. Dagegen brechen etwa 30 Prozent ihr Studium vorzeitig ab. Der Grund liegt in der „institutionellen Diskriminierung“, die den Kindern aus „Nicht-Akademikerfamilien“ widerfährt. Chancengleichheit ist hier also eine Illusion. Eine Organisation wie „ArbeiterKind.de“ (siehe auch Seite 32) versucht nicht ohne Erfolge, gegenzusteuern. Sie braucht aber politische und – was die

Rund 80 Prozent der Vorstandsvorsitzenden stammen aus der Oberschicht.

Kirchen anbetrifft – kirchliche Partner, damit dies gelingen kann. Die Friedrich-Ebert-Stiftung und das Evangelische Studienwerk (e. V. Villigst) etwa sind in dieser Hinsicht gut aufgestellt.

Am Thema „Wirtschaft“ illustriert: Der Elitenforscher Michael Hartmann hat in jahrzehntelangen Forschungen gezeigt, dass Führungskräfte in der Wirtschaft keineswegs nach Leistung ausgewählt werden, sondern nach dem „Stallgeruch“ und dem „Habitus“, der ihre Herkunft anzeigt. „Bewerber aus der Oberschicht werden bevorzugt, weil sie, geprägt von den Codes ihrer Schicht, die quasi natürliche Selbstsicherheit haben, die sich Sprösslinge der unteren Schichten nur schwer zulegen können,“ so Hartmann. Ein Ergebnis seiner Untersuchungen: Rund 80 Prozent der Vorstandsvorsitzenden stammen aus der Oberschicht. Hartmann weist nach, dass der Habitus und innerhalb desselben vor allem die „persönliche Souveränität“ für die Auswahlentscheidung den Ausschlag geben.

Alle Aspekte des Habitus aber sind Merkmale, die in der Kindheit angelegt und vorgeprägt werden und die Menschen sich

in der Regel später kaum noch aneignen können. Man kann also sagen: Kinder aus der Oberschicht oder der oberen Mittelschicht haben bei Karrieren einen erheblichen Startvorteil – ganz abgesehen davon, dass sie ohnehin durch Erbschaft am Reichtum und an den Privilegien ihrer Eltern profitieren.

Was für das Wirtschaftssystem gilt, gilt auch für andere Funktionsebenen der Gesellschaft: für die Politik, für die Wissenschaft – und auch für die Kirche. Summa summarum: Arbeiterinnen und Arbeiter, Arbeitslose und Bürgergeld-Empfänger:innen haben in aller Regel weder Sitz noch Stimme in denjenigen Institutionen und Gremien, die (auch) über ihr Geschick entscheiden. Im Blick auf die Milieus, die geneigt sind, die AfD zu wählen, spielt der Klassismus erst recht eine unheilvolle Rolle: Denn sie fühlen sich oft ausgegrenzt und verachtet von den „links-grünen, urbanen Intellektuellen“. Das bringt der AfD innerhalb der Arbeiterschaft viele Stimmen, die früher eher bei der SPD oder anderen demokratischen Parteien gelandet wären. Für die Akzeptanz einer Demokratie aber ist entscheidend, dass sie Menschen reale Möglichkeiten der Beteiligung und Mitbestimmung bietet. Das gilt auch für die Subsysteme des demokratischen Gemeinwesens. Erst recht aber für die evangelische Kirche, die zwar immer schon das „Priestertum aller Gläubigen“ proklamiert, aber bei weitem zu wenig praktiziert.

Selbstreproduzierende Elite

Seit Yorick Spiegels Buch *Kirche und Klassenbindung* (1974) gibt es viele empirische Nachweise dafür, dass die Führungskräfte der evangelischen Kirche sich überwiegend aus höheren Schichten rekrutieren. Wer aus der Oberschicht, der bürgerlichen Mittelschicht oder aus einem Pfarrhaus kommt, hat zahlreiche Vorteile und ist in Synoden, Leitungsämbtern oder auch in der Professorenenschaft eher willkommen. Kurz gesagt: Auch die kirchliche Elite reproduziert sich zumeist selbst. Allerdings muss im Blick auf die Gegenwart das Ergebnis etwas differenzierter formuliert werden: Das Bürgertum ist insgesamt quantitativ größer und mächtiger geworden. Es gibt neben dem klassischen Bürgertum noch ein neues (grünes) progressives Bürgertum. Gleichwohl: „Arbeiter bzw. Menschen mit einfacher Schulbildung spielen in den Synoden der evangelischen Kirche keine Rolle“ (Johannes Rehm, KDA Bayern). Sie haben wohl – aus der Sicht der Eliten und Etablierten – den falschen Stallgeruch.

Auf Faktoren wie Hautfarbe, Geschlecht, sexueller Status wird in Gesellschaft und Kirche – völlig zu Recht – zunehmend geachtet. „Klassismus“ als Unterdrückungs- und Diskriminierungsform kommt dagegen viel zu wenig in das Blickfeld. In der Theologie und in kirchenleitenden Gremien und Institutionen muss die Sensibilität für dieses Phänomen noch geschärft werden. Das mag überraschen, denn wer, wenn nicht die Kirche, sollte einen Sinn für den „Stallgeruch“ haben? Immerhin stellt der Stall von Bethlehem einen Ausgangspunkt für ihr Wirken dar. Ernst Bloch erinnerte einst an diesen Umstand, und jedes Weihnachtsfest sollte uns daran erinnern. Und doch haben Menschen aus armen Familien und/oder der Arbeiterschaft es immer noch sehr schwer, in Gesellschaft und Kirche ihren Platz zu finden. Offenbar hat bei uns, wer im Stall geboren ist, eher den falschen Stallgeruch. Dabei sind wir doch alle aus Sternenstaub gemacht, egal aus welchen Ställen wir stammen. ◀



Foto: picture alliance



Foto: picture alliance

Ein „Bürgergeld“-Empfänger studiert die Anzeigen der Discounter. Fast jedes zweite evangelische Kirchenmitglied meint, dass sich Langzeitarbeitslose auf Kosten der Allgemeinheit ein schönes Leben machen.

Abwertende Blicke

Über Klassismus in seiner kirchenspezifischen Ausprägung

ANDREAS MAYERT

Hat die evangelische Kirche ein Klassismusproblem? Wer sich gemeindeleitende Gremien ansieht, findet dort zwar Menschen aus unterschiedlichen Berufen und Milieus, sagt Andreas Mayert vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD in Hannover. Aber in unterschiedlichen EKD-Veröffentlichungen der vergangenen Jahre hat der Referent für Wirtschafts- und Sozialpolitik durchaus klassistische Haltungen und diskriminierende Formulierungen entdeckt.

Um gedanklichen und emotionalen Kurzschlüssen vorzubeugen, sei eines gleich vorweggeschickt: Der Anteil klassistischer Menschen ist unter evangelischen Kirchenmitgliedern ebenso hoch wie in der Gesamtbevölkerung, wie die Studie „Zwischen Nächstenliebe und Abgrenzung“ des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD gezeigt hat. Das ist zwar ein

ernüchternder Befund. Andererseits ist nicht erkennbar, dass bei evangelischen Kirchenmitgliedern ein überproportionaler Hang zu klassistischen Abwertungen vorliegt. Das Ergebnis ist auch nicht wirklich überraschend. Bekanntlich steht der größte Teil der immerhin noch über 19 Millionen Protestanten der Kirche und ihren Angeboten eher unbeteiligt gegenüber. Es ist kein Grund ersichtlich, warum sich diese Kirchenmitglieder im Guten wie im Schlechten wesentlich vom Rest der Bevölkerung unterscheiden sollten. Das macht ihre klassistischen Einstellungen nicht besser, weist aber so weit nicht auf ein kirchenspezifisches, sondern auf ein gesamtgesellschaftliches Klassismusproblem hin. Nach einem besonderen Klassismusproblem der evangelischen Kirche, wenn es denn vorhanden sein sollte, muss an anderer Stelle gesucht werden.

Bevor wir uns auf diese Suche begeben, sollte aber zunächst geklärt werden, welche Äußerungen und Handlungen als klassistisch bezeichnet werden sollten, denn schließlich geht es hier um keine Petitesse, sondern um einen ernsthaften Vorwurf. Wie bei

allen -ismen erfordert auch Klassismus grundsätzlich zwei Dinge. Erstens die Stereotypisierung einer Gruppe von Menschen, deren Mitgliedern bestimmte Verhaltensweisen, charakterliche Eigenschaften, kulturelle Affinitäten oder biologische Prädispositionen zugeschrieben werden. Und zweitens eine Abwertung auf Grundlage dieser Zuschreibungen, die sich in Form von Äußerungen oder Verhaltensweisen bemerkbar macht. Beim Klassismus tritt noch hinzu, dass die abgewertete Gruppe in der sozio-kulturellen Hierarchie unter jener steht oder – besser – gewährt wird, die abwertet. Das hört sich einfach an, ist aber durchaus komplexer, als es auf den ersten Blick anmutet. In der oben genannten Studie wurden die Teilnehmer zum Beispiel gefragt, ob sie der Meinung

Ökonomisches Kapital lässt sich umverteilen, kulturelles nicht.

sind, dass sich Langzeitarbeitslose auf Kosten der Allgemeinheit ein schönes Leben machen. Etwas mehr als die Hälfte der evangelischen Kirchenmitglieder und der Gesamtbevölkerung ist dieser Meinung. Hier haben wir ein Stereotyp („Langzeitarbeitslose machen sich auf unsere Kosten ein schönes Leben“), und wir dürfen annehmen, dass wir es hier mit einer offensichtlichen Abwertung dieser Zuschreibung zu tun haben. Wer Haare spalten will, könnte natürlich argumentieren, dass die Zuschreibung eines guten Lebens der Langzeitarbeitslosen auch als originelle Deutung des Konzepts der Befähigungsgerechtigkeit zu lesen ist und sich die Befragten ob des unterstellten guten Lebens der Langzeitarbeitslosen freuen. Aber das ist abwegig.

Schwierig zu erfassen

Die hier genannte und ähnliche Fragen, die bei der Vermessung klassistischer Einstellungen üblich sind, zeigen leider überdeutlich, dass es sich beim Klassismus um ein Konzept handelt, dessen Erfassung noch nicht einmal in den Kinderschuhen steckt. Denn beim Klassismus geht es zum einen nicht nur um die Abwertung sozial besonders schlecht gestellter Gruppen wie Langzeitarbeitsloser oder Wohnungsloser, sondern um eine Abwertung aufgrund des soziokulturellen Status, und diese Abwertung ist in allen sozialen Schichten oder Milieus zu beobachten. Diese Abwertung bezieht sich auch nicht nur auf soziale, sondern auch auf kulturelle Unterschiede, was eine Messung und sozialetische Bewertung des Klassismus deutlich erschwert. Es geht beim Klassismus eben nicht nur um materielle Ungleichheit oder Chancenungleichheit. Es geht zusätzlich um eine Ungleichheit dessen, was Pierre Bourdieu kulturelles Kapital genannt hat, und das macht einen erheblichen Unterschied. Denn an dieser Stelle verlässt man den Bereich dessen, was man mit herkömmlicher Sozialpolitik in Angriff nehmen könnte. Ökonomisches Kapital lässt sich umverteilen, kulturelles Kapital hingegen nicht. Denn die Besonderheit kulturellen Kapitals besteht darin, dass bestimmte Gesellschaftsmitglieder darüber bestimmen, was überhaupt kulturelles Kapital ist und welchen Wert es hat. Wenn es etwa um Kategorien wie Hochkultur und Unterhaltungskultur, Kunst und Kitsch oder geselliges Beisammensein und gemeinsames intellektuelles Rasonieren geht, dann ist die Bewer-

tung dieser Kategorien klassistisch konnotiert, wenn der Genuss einer bestimmten Form von Kultur der sozialen Distinktion dient.

Blicken wir nun auf kirchenoffizielle Stellungnahmen, dann lässt sich zweierlei beobachten. Erstens ein sprachlich wenig sensibler Umgang mit Armutsbetroffenen, der bereits in einem anderen Artikel des Autors in dieser Zeitschrift („Zu viel abschätzige Rhetorik“ in *zz 10/22*) dokumentiert worden ist. Armutsbetroffene treten uns hier vorwiegend als „Schwache“ gegenüber, die man aufgrund dieser zugeschriebenen Eigenschaft „befähigen“ müsse. Das allein ist zwar stereotypisierend, aber noch kein Klassismus, wenn mit dieser Zuschreibung keine Abwertung verbunden wird. Wenn es hingegen in der Denkschrift „Gerechte Teilhabe“ (2006) in Bezug auf die Erziehungskompetenz armutsbetroffener Menschen pauschal heißt, dass die „Vorbildfunktion der Eltern (...) im Bereich der sprachlichen, aber auch der habituellen Kompetenzen wenig ausgeprägt“ sei, dann bleibt es nicht bei Stereotypisierung, sondern es wird eine doppelte Abwertung vorgenommen, wobei die Erwähnung „wenig ausgeprägter“ habitueller Kompetenzen darauf hinweist, dass den Verfassern der Denkschrift auch kultureller Klassismus nicht fremd ist. Warum wird der Habitus armutsbetroffener Menschen überhaupt erwähnt? Sozialetisch ist er vollkommen bedeutungslos.

Das Denken in anscheinend für wichtig gehaltenen habitueller Kategorien begegnet uns auch in einer EKD-Publikation, in der es um ganz andere Menschen geht, die „Evangelischen Verantwortungseliten“ (2011). Auch hier wird stereotypisiert, allerdings nicht mit dem Ziel der Abwertung. Eher vollzieht man hier verbale Bücklinge, wenn es beispielsweise heißt: „Kirchenglieder, die zu den gesellschaftlichen (Funktions-)Eliten zählen, haben oft eine klare Vorstellung von Qualität und Kompetenz, sie besitzen eine hohe Sensibilität für Fragen von Stil und Anspruch gegenüber sich selbst



EKD-Synode: „Fast ausschließlich Akademiker und anderweitig Bessergestellte.“

und auch gegenüber kirchlichen Angeboten.“ Und natürlich müssen diese Ansprüche sehr ernst genommen werden, was die Autoren herkömmlichen Ortsgemeinden nicht zutrauen: „Im Bereich der kirchlichen Kernaufgaben wie Verkündigung und Seelsorge haben Menschen aus den Eliten oft und zu Recht ausgeprägte Erwartungen an ‚ihre‘ evangelische Kirche und die für sie zuständigen Gemeindepfarrer und Gemeindepfarrerinnen. (...). Die laufende Debatte um die Etablierung von Profil- und Personalgemeinden und um die Stärkung profilierter überparochialer kirchlicher Orte bietet Chancen dafür, Eliten mit ihren geistlichen und spirituellen Bedürfnissen wahrzunehmen und adäquate kirchliche Angebote zu entwickeln.“ Bei oberflächlicher Betrachtung fehlt hier die für Klassismus notwendige Abwertung. Oder doch nicht? Denn deutlich abgewertet werden die Ortsgemeinden, deren Reden und Handeln den Ansprüchen der Eliten wohl nicht genügen kann.

Verengte Milieus

Darüber ließe sich hinwegsehen, wäre die „kulturelle“ Geringschätzung der Ortsgemeinden nicht bereits seit dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ (2006) en vogue. Sie werden hier nolens volens für die Milieuverengung der evangelischen Kirche verantwortlich gemacht, wobei weniger die Verengung auf bestimmte Milieus, sondern – wie im obigen Zitat bereits eindrucksvoll beschrieben – die Art der Milieus das Problem zu sein scheint. So heißt es im Impulspapier zum einen: „Zugleich bedarf die Form der Parochialgemeinde der Ergänzung, wenn möglichst viele Generationen und Lebenswelten in das kirchliche Leben einbezogen und drohende Milieuverengungen wirkungsvoll überwunden werden sollen.“ Und einige Zeilen später wird erwähnt, worum es tatsächlich geht, nämlich um eine „Stei-

gerung der kulturellen Qualität kirchlicher Arbeit“. Und auch im Begleitband der KMU V wird das ortsgemeindliche Milieu eher kritisch betrachtet, denn den dort Engagierten gehe es eher um Geselligkeit im kleinen Kreise als um die Verbreitung des Evangeliums. Das mag in einigen Ortsgemeinden wohl so sein, aber ganz sicher nicht im Allgemeinen. Das erste Kirchengemeindebarometer aus dem Jahr 2013 enthielt eine Befragung von Kirchengemeinderäten, Gemeindekirchenräten, Kirchenvorständen, Presbyter*innen und Kirchenältesten. Im Ergebnis „zeigte sich ein wahres Kaleidoskop – nicht die häufig beschriebene drastische Milieuverengung“. Das gilt besonders für die ehrenamtlich Engagierten: „Das Spektrum der beruflichen Tätigkeiten, die die Ehrenamtlichen angeben, ist aber sehr breit und widerspricht der vermuteten sozialstrukturellen Verengung (...). Das Spektrum reicht von Bäckereifachverkäufer*innen über Erzieher*innen, Landwirt*innen und Krankenpfleger*innen, Buchhalter*innen und Autoverkäufer*innen über Lehrer*innen an verschiedenen Schulformen zu Professor*innen und Ministerialbeamt*innen, Kaminkehrer*innen und Polizist*innen sowie eine breite Palette an Handwerksberufen.“

Eliten im Blick

Das wirft die Frage auf, wo sich denn die Milieuverengung der evangelischen Kirche wirklich zeigt. Bemühen wir noch einmal den EKD-Text „Evangelische Verantwortungseliten“, in dem wir folgende Zeilen finden: „Aber es darf in der evangelischen Kirche nicht der Eindruck eines Ausschlusses gesellschaftlicher Verantwortungsträger von der Botschaft des Evangeliums entstehen; die so oft in anderem Zusammenhang betonte ‚Milieuverhaftung der evangelischen Gemeinden‘ gibt es auch im Blick auf Elitenmilieus. Darum gilt es, die Zugehörigkeit gesellschaftlicher Eliten zum Leib Christi neu zu betonen sowie die Offenheit und das Verständnis verschiedener – kirchlicher – Milieus füreinander zu fördern.“ Und die hier beschriebene Mission ist der evangelischen Kirche hervorragend gelungen.

Werfen wir zur Verdeutlichung mal einen Blick auf die 128 Mitglieder der 13. Synode der EKD. Wer erwartet, dass im Kirchenparlament die ganze Bandbreite evangelischer Kirchenmitglieder versammelt ist, wird bitter enttäuscht werden. Stattdessen finden sich hier so gut wie ausschließlich Akademiker und anderweitig Bessergestellte. Auch hält man es weiterhin für opportun, dass neben den 100 gewählten Mitgliedern der (ebenfalls durch-

Wer in der Synode die ganze Bandbreite der Kirchenmitglieder erwartet, wird bitter enttäuscht.

akademisierte) Rat der EKD „ergänzend 28 weitere Mitglieder – Menschen aus Politik, Wirtschaft, Medien und Kultur, die für das Leben der Kirche und ihrer Werke wichtig sind“ – beruft. Wie war das nochmal mit der Milieuverengung? Dass der Blick dieser Menschen auf die Ortsgemeinden so abwertend ist, überrascht wenig. Vielleicht sollte man sich unter diesem Gesichtspunkt die Frage stellen, ob der stereotypisierende und abwertende Blick auf jene diversen Menschen aller Berufsrichtungen, die sich für die Kirche in den Ortsgemeinden engagieren, nicht genau das ist, was wir hier gesucht haben: Klassismus in einer kulturellen und sehr kirchenspezifischen Ausprägung. ▽



Foto: epd

Die Weltenwechsler

Arbeiterkinder im Theologiestudium sind rar. Dabei haben sie besondere Fähigkeiten

STEPHAN KOSCH

Pfarrerinnen und Pfarrer stammen oft aus Akademikerfamilien, viele sind selbst in Pfarrhäusern aufgewachsen. Das ist sicher ein Grund für die Milieuverengung in der evangelischen Kirche. Die Lösung: mehr Kinder aus Nicht-Akademikerfamilien ins Theologiestudium. Zwei, die diesen Schritt gegangen sind, berichten über ihre Erfahrungen: der frühere EKD-Ratsvorsitzende und rheinische Präses Nikolaus Schneider und Jaana Espenlaub von „ArbeiterKind.de“.

Die Menschen, um die es in diesem Text geht, kommen aus „einfachen Verhältnissen“. Sagen die, die vielleicht nicht wissen, wovon sie reden. Denn „einfach“ ist es in der Regel nicht, mit wenig Geld zu leben ist sehr anstrengend und oft kompliziert. Beim Einkaufen ständig mitzuzählen, um gleich an der Kasse nicht zu wenig Geld im Portemonnaie zu haben, ist nicht nur Denksport. Den Kindern in solchen Situationen Kleidung zu kaufen, mit denen sie in der Schule von den eigentlichen Asozialen nicht als „Asi“ bezeichnet werden, ist immer wieder neu eine Herausforderung. Und, um das gleich mal klarzustellen: Sozial schwach können diese Menschen auch nicht sein, denn ohne eine hohe Sozialkompetenz misslingen die ständig nötigen Balanceakte. Finanziell schwach ausgestattet trifft es schon eher.

Aber die Rede von den „einfachen“ Verhältnissen bezieht sich ja in der Regel auf die Berufs- und Bildungsbiografie der Eltern. Kein Abitur, kein Studium, stattdessen mittlere Reife, Lehre, dann Arbeiterin oder Angestellter. Zwei aus verschie-

„Klassismus ist der Regelfall“, sagt Jaana Espenlaub.

denen Generationen, die diese Welt kennen, sollen in diesem Text zu Wort kommen. Nikolaus Schneider, Arbeiterkind aus Duisburg, später ein Pfarrer, der gemeinsam mit Arbeitern gegen die Schließung des Stahlwerkes Rheinhausen demonstrierte und noch später rheinischer Präses und EKD-Ratsvorsitzender wurde. Und Jaana Espenlaub, wie Nikolaus Schneider „Erste an der Uni“ in ihrer Familie. Sie arbeitet jetzt bei „ArbeiterKind.de“ daran mit, dass solche Karrieren wie die von Nikolaus Schneider eben nicht die Ausnahme für diejenigen bleiben, deren Eltern nicht studiert haben. Denn das sind sie, gerade auch in der Kirche.

„Klassismus ist der Regelfall“, sagt Espenlaub im Interview mit *zeitzeichen*. „Und solange wir in der Kirche nicht darüber nachdenken, werden wir permanent klassistische Strukturen reproduzieren.“ Sie sagt „wir“, denn sie ist auf mehrfache Weise



Foto: epd-bild/Kristina Schaefer

Griechisch-Unterricht an der Universität Mainz.

kirchlich geprägt. Sie verbrachte ihre Jugend in landeskirchlichen Gemeinden und Veranstaltungen der pietistischen Hahnschen Gemeinschaft, zu der ihre Familie gehörte. Sie besuchte eine katholische Privatschule, war aktiv bei der SMD. Und sie hat neben einem ersten Staatsexamen in Germanistik auch das Theologiestudium mit einem Diplom abgeschlossen. Pfarrerin wollte sie nicht werden, aber sie ist engagiert bei den Quäkern und beim Netzwerk Emergent Deutschland e. V., in dem es um die Zukunft der Kirche in einer fluiden Gesellschaft geht.

Zwei-Klassen-Gesellschaft

Vor diesem großen Erfahrungsschatz aus der kirchlichen Welt fällt sie ihr Urteil: „Die Sprache in den Predigten ist oft akademisch, passend für die aus dem bürgerlichen Milieu, die im Gottesdienst sitzen. Aber wer nicht aus diesem Milieu kommt, wird sich nicht eingeladen und dazugehörig fühlen.“ Doch ihre Kritik geht noch weiter: „Der Beamtenstatus der Pfarrer*innen reproduziert eine Zwei-Klassen-Gesellschaft, in der Pfarrer und Pfarrerrinnen Privilegien genießen, die viele in der Gemeinde Lebende nicht haben. Wird das der Botschaft gerecht?“, fragt sie und betont



sofort danach, dass viele Pfarrer und Pfarrerrinnen einen tollen Job machten. „Aber wie viel haben die meisten von ihnen von anderen Lebenswelten außerhalb der akademisch-bürgerlichen Welt gesehen?“

Denn in den Seminaren und Vorlesungen der Theologie saß sie mit vielen Studierenden zusammen, die aus Pfarrerdynastien kamen. Die Herkunft hilft, etwa wenn in Gesprächen Namen fallen, mit denen man in evangelischen Pfarrhäusern aufwächst, die Jaana Espenlaub aber erst zu Hause nachlesen musste. Zudem habe sie mal beim Besuch einer Kommilitonin festgestellt, dass deren Vater, ebenfalls Theologe, sehr genau nach ihren Themen fragte und so zum hilfreichen „Sparringspartner“ werden konnte. „Ich war von meiner Familie daran gewohnt, dass es zwar grundsätzliches Interesse an Studieninhalten gibt, aber man doch lieber nicht so viel davon erzählen will oder höchstens so, dass man das Thema schnell wieder wechseln kann.“ Schließlich will man sich ja nicht herausheben oder den Gesprächspartner bloßstellen. Diese Sprachfähigkeit für zwei Welten zu erwerben, die Fähigkeit, zwischen den Welten zu leben, sei übrigens eine „un glaubliche Stärke“ von Arbeiterkindern.

Und noch eine andere Fähigkeit bringen sie mit: Den schlechteren Startplatz machen sie oft wett durch überdurchschnittliche Leistungen. So auch Jaana Espenlaub, was ihr half, auch in der akademischen Welt selbstbewusst aufzutreten. Und es brachte ihr Promotionsangebote. „Aber die habe ich nicht angenommen, unter anderem, weil mir die Finanzierung zu unsicher war.“ Andere hätten diese Möglichkeiten genutzt und so andere Karrieremöglichkeiten gehabt.

Nikolaus Schneider hat es auch ohne Promotion an die Spitze der evangelischen Kirche geschafft. Dabei kam der Arbeitersohn wahrlich nicht aus einer protestantischen Dynastie, hatte kein familiäres Netzwerk, das ihm bei der kirchlichen Karriere half. „In meiner Kindheit gab es für mich keinen Bezug zur Kirche. Religion und Kirche gehörten für meine Eltern eher ins ‚andere Lager‘. Die Grundfragen des Lebens wurden in meiner Familie naturalistisch beantwortet.“ Aber Bildung sei den Eltern wichtig gewesen, weshalb sie ihren Sohn auch auf Anraten des Klassenlehrers auf dem Gymnasium nicht vom Religionsunterricht abgemeldet haben, weil er ihnen vermittelte, dass religiöse Grundkenntnisse zur Allgemeinbildung gehörten. „Wichtig wurde mir dann aber auch, in der Zeit der Pubertät einen Raum zu finden, in dem ich existentielle Identitätsfragen klären konnte. Der Naturalismus reichte mir dabei nicht.“



Pfarrstelle 50%

Mit Freude gestalten Sie Gottesdienste und Kasualien. Ein zweiter Schwerpunkt Ihrer Arbeit liegt in der seelsorglichen Begleitung unserer Senioren.

Zu unserer evangelischen Kirchgemeinde am Untersee gehören rund 1700 Mitglieder aus fünf Dörfern. Zu unserem Team zählen, ein vollamtlicher Pfarrer, eine teilzeitbeschäftigte Mitarbeiterin in Kinder- und Jugendarbeit und eine Sekretärin. Unsere Kirche wird paritätisch genutzt; einige Gottesdienste feiern wir ökumenisch. In der Erwachsenen- und Seniorenarbeit bestehen bereits vielfältige Angebote.

Wir wünschen uns eine engagierte Persönlichkeit,

- ➔ die im christlichen Glauben verwurzelt ist
- ➔ die kontaktfreudig und einfühlsam ist und sich am Dorfleben beteiligt
- ➔ die Freude hat an einer zeitgemässen und lebensnahen Verkündigung
- ➔ die eng mit Teammitgliedern und ehrenamtlichen Mitarbeitern zusammenarbeitet
- ➔ die ordiniert ist und wenn möglich über pfarramtliche Erfahrung verfügt

Der Stellenantritt erfolgt auf den 1. Juli 2023 oder nach Vereinbarung.

Weitere Auskünfte erhalten Sie bei unserem Vize-Präsidenten Herrn Christian Roth:

Phone: 079 500 86 95

Mail: christian.roth@evang-ermatingen.ch

oder beim Pfarramt Herrn Marc Mettler:

Phone: 079 694 51 75

Mail: marc.mettler@evang-ermatingen.ch

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung, die Sie bitte bis zum 31. Mai 2023 an unseren Vize-Präsidenten Herrn Christian Roth einreichen wollen:

- ➔ schriftlich an:
Evangelische Kirche, Hauptstrasse 91, 8272 Ermatingen
- ➔ oder per Mail an:
christian.roth@evang-ermatingen.ch

Unsere Welcome Broschüre können Sie unter folgendem Link herunterladen: <https://www.evang-ermatingen.ch/bericht/818>

Der Bezug zur Gemeinde kam durch Konfirmandenzeit, gemeindliche Jugendarbeit vom CVJM, irgendwann war Nikolaus Schneider Helfer im Kindergottesdienst. „Die Vorbereitungsstunden hatten hohe theologische Qualität und weckten neben dem schulischen Religionsunterricht mein Interesse an theologischen Fragen.“ Das Theologiestudium, zu dem ihm dann auch in der Gemeinde geraten wurde, war dann eigentlich eine logische Konsequenz, wenn auch ein Schock für die Eltern, die ihren Sohn lieber als zukünftigen Mediziner gesehen hätten. Aber Steine legten sie ihm nie in den Weg.

Für die Arbeit als Gemeinde- und Diakoniepfeffer in Duisburg-Rheinhausen brachte er also den nötigen „Stallgeruch“ mit, aber auch für das Theologiestudium und die Arbeit in den kirchlichen Gremien? Er habe in seiner gesamten kirchlichen Karriere nie wahrgenommen, dass ihm seine Herkunft zum Vorwurf gemacht worden wäre, meint Schneider. Und selbst die Situation bei der Examensprüfung, als seine Kommilitonen mit ihrer ganzen theologischen Ahnenreihe vorgestellt wurden und er eben „Herr Schneider aus Duisburg“ war, habe ihn eher belustigt. „Vielleicht war es für mich ein Vorteil, dass ich in der gesellschaftspolitischen Aufbruchsstimmung der 1968er-Jahre Theologie studierte. Darüber hinaus habe ich schon 1970 eine Theologiestudentin geheiratet, die zwar auch aus einer Arbeiterfamilie kam, aber aus einer Familie mit einem ganz intensiven kirchlichen ‚Stallgeruch‘.“

Doch natürlich weiß er um die Milieuverengung in der evangelischen Kirche, in der sich nach Selbstauskunft in der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung nur 18 Prozent zur „Arbeiterschicht“ zählten und zwei Prozent zur „Unterschicht“, was immer damit auch gemeint ist. „Das ist kein neues Phänomen“, sagt Schneider. „Die Gründe dafür sind weitgehend bekannt: Die Sprache der Predigt und der Liturgie, viele Formen des Gottesdienstes, die klassische Kirchenmusik repräsentieren und ziehen ein anderes Milieu an.“

Das bedeute aber nicht, dass es unmöglich wäre, den Gottesdienst so zu gestalten, dass auch arme Menschen und prekär Beschäftigte sich dort wohlfühlen. Es habe mit dem Charisma von Pfarrerinnen und Pfarrern zu tun, ob es gelinge, für eine



Foto: epd-bild/Fritz Stank

Machte als Arbeiterkind Karriere: Nikolaus Schneider, Präses i. R.

diese Menschen anziehende Atmosphäre zu sorgen, eine sie ansprechende Musik im Gottesdienst zu bieten „und eine Sprache zu sprechen, die elementarisiert, ohne zu verflachen oder sich populistisch anzubiedern.“

Mentor:innen gesucht

Doch die Form, mit der Kirche in Erscheinung tritt, sei nur eine Facette des Problems, meint Jaana Espenlaub. Das Thema liege auch auf der Haltungsebene, es gehe um Wohltätigkeit oder Solidarität. Kirche agiere oft nach dem Prinzip „Wir tun was für die anderen“, sagt sie. „Da gibt es ein ‚Wir‘ der Kirche und die anderen, die Hilfe brauchen.“ Ihr Wunsch wäre es, dass „wir alle Kirche sind“. Miteinander statt Othering also.

Nikolaus Schneider hält diesen Ansatz für „sehr ideal“

gedacht. „Bei großen Krisen, etwa der Schließung des Kruppschen Hüttenwerkes in Duisburg-Rheinhausen, gab es mit den Vertretern der Belegschaften und der Gewerkschaften ein solches ‚Wir gemeinsam‘. Aber institutionalisieren ließ sich das nach meiner Erfahrung auf Dauer nicht.“ Er sieht es auch weniger als parentifizierend, sondern positiv wenn die Gemeinden die Hilfen für diesen Personenkreis nicht an die Diakonie delegieren und selbst



Foto: Susanne Hauber

Arbeitet an Netzwerken für „Erste an der Uni“: Jaana Espenlaub.

aktive Hilfe leisten. „Dann wäre das doch ein Schritt, um die gegenseitige Abschottung unterschiedlicher Milieus aufzubrechen. Dann können unterschiedliche Menschen aus der Gemeinde miteinander bekannt werden, dann kann Vertrauen entstehen über Milieugrenzen hinaus.“

An einem solchen unterstützenden Netzwerk gerade auch für diejenigen, die nicht die nötigen Kontakte von zu Hause mitbringen, knüpft „ArbeiterKind.de“ mit Mentor:innen. Sei es durch höhere Semester, die den Neuen an der Uni zur Seite stehen, aber auch die, die schon im Beruf sind, unterstützen diejenigen, die vor dem Berufseinstieg stehen und ihre Karriere starten wollen. Solche Mentoringprozesse koordiniert Jaana Espenlaub in Baden-Württemberg, bei Juristen oder Betriebswirten und in vielen anderen Fachrichtungen. Es gebe sie aber nicht bei angehenden Pfarrerinnen und Pfarrern. „Ich bin bei ArbeiterKind.de noch nicht auf hauptamtliche Theolog:innen gestoßen, die sich bei uns engagieren. Es gibt Theologiestudierende, die Schülerinnen und Studienanfänger begleiten. Aber keine Pfarrer*innen. Sie wären uns herzlich willkommen.“ ◀

Nur zwei Prozent der Kirchenmitglieder zählen sich zur „Unterschicht“.

Die kleinbürgerliche Religion

Ein historischer Blick auf Protestantismus und soziale Ungleichheit

GERHARD WEGNER

Der Protestantismus ist seit der Reformation mit Haut und Haaren im Macht- und Herrschaftsgefüge einer sozial ungleichen Gesellschaft verortet. Zu diesem Schluss kommt der Theologe und Sozialwissenschaftler Gerhard Wegner bei seinem milieuorientierten Blick durch die Kirchengeschichte. Doch die Präsenz des Protestantismus wird immer schwächer. Ist es also Zeit für neue Bündnisse?

Es begann als umfassende Volksbewegung. Nach vielen Anläufen brach die Reformation Anfang des 16. Jahrhunderts endlich auf breiter Linie durch. Sie erfasste die neuen tragenden städtischen Schichten der Bürger, aber auch das einfache Volk, nicht zuletzt die Bauern. Einer der Begeisterten war auch Thomas Müntzer – ein Held der Bauern. Die Kraft des von Martin Luther neu entdeckten Evangeliums stürzte die Verhältnisse um. Aber das dauerte nur kurze Zeit. Als die Bauern darauf drängten, dass die neue Freiheit in ihren Lebensverhältnissen real erfahrbar werden sollte und nicht nur innerlich Geltung habe, wechselte der Reformator, nach einigen Vermittlungsversuchen, das Lager und forderte das Abschlagen seiner gläubigen Anhänger. Später bereute er es wohl. Aber das änderte nichts mehr an der epochalen Bedeutung dieser Kehre. Seitdem trägt der lutherische Protestantismus das Makel der Untertänigkeit unter die Obrigkeit in sich. Das „Volk“, verstanden als die „niedereren“, arbeitenden Klassen, würde den Verrat nicht vergessen und traute dieser Kirche seitdem nur noch selten über den Weg. Sie wird, wenn es gut geht, zur Kirche der Bürger – und derer, die lange die Macht im Staate haben, die Adligen. So ist es im Kern über Jahrhunderte geblieben, nur dass aus den Bürgern Kleinbürger wurden.

Kirche von oben

Man kommt nicht darum herum, diese Geschichte auch moralisch zu werten. Luthers Aussagen über die totzuschlagenden Bauern waren brutal – nicht anders als seine späten Polemiken gegen die Juden. Auch was die Bekämpfung der Armut anbetraf, war er nicht zimperlich. Das überkommene Almosenwesen wurde abgeschafft und stattdessen nun zwischen arbeitswilligen und arbeitsunwilligen Armen unterschieden. Letztere fielen aus der Fürsorge raus: Wer nicht arbeiten will, ist nicht mein Nächster! Hartz IV avant la lettre. Nach den reformatorischen Änderungen ging es den Armen in Wittenberg eher schlechter als vorher. Denn die Abschaffung der Selbstrechtfertigung durch gute Werke führte auch zum Rückgang freiwilliger Gaben, und eine kommunale

„Unverhältnis zur Arbeiterbewegung“:
Marx und Engels nahe am Berliner Dom.



Foto: picture alliance

Sozialfürsorge musste erst noch entstehen. Oft genug zielte man im Folgenden dann eher auf die Abschaffung der Armen statt der Armut. Und so kann man gut konstatieren, dass dies im epochalen Rückblick zwar der Beginn des modernen Sozialstaates war, aber ganz und gar nicht die Begründung einer wirklichen Nähe zu den Armen. Zum Abbau sozialer Ungleichheit trug die Kirche wenig bei.

Mit moralischen Kategorien kommt man der Problematik aber nur oberflächlich näher. Natürlich bleibt richtig, dass die Kirche ihrem wohl begründbaren Anspruch, auf der Seite der Armen zu stehen, nicht gerecht wird. Aber: Kann sie es denn überhaupt? Luther hatte gute Gründe, sie in die Staatsmacht zu integrieren, von der sie vier Jahrhunderte lang ernährt wurde. Damit war sie „Kirche von oben“. Aber die Schwierigkeit ist grundsätzlicher. Christlicher Glaube wird nur sichtbar, wenn er sich in kulturellen und sozialen Lebensweisen ausdrückt – vom Bach-Konzert über die Hausandacht bis zum Auftritt des Bundespräsidenten vor der EKD-Synode. Nur so kann er Anziehungskraft gewinnen und Kirche sich reproduzieren. Je nachdem, wie Kirche und Theologie in ihrer Kommunikation Lebensstile auf- oder abwerten, rufen sie deren Träger entweder an oder werten sie ab. Wird zum Bei-

Zum Abbau sozialer Ungleichheit trug die Kirche wenig bei.

spiel ein ziel- und ergebnisorientiertes Handeln in der Wirtschaft von der Idee der Rechtfertigung ohne Anerkennung der Werke grundsätzlich infrage gestellt, so werden sich Leistungsträger kaum dem Glauben zuwenden. Die Nähe zu den Menschen ist immer sozusagen eine Frage der „Adjektive einer Inszenierung“ des Evangeliums.

Eines der populärsten Events des Protestantismus, der Kirchentag, bildet im großen Stil modernen christlichen Glauben ab. Aber in einer Form, die nur Gebildete anlockt – und zudem noch mehrheitlich aus spezifischen politischen Richtungen. Dass das so ist, ist eine große Leistung – keine Frage. Aber es bezeichnet zugleich seine Grenzen. Könnte denn die Kirche nicht für alle da sein? Dem steht das körperlich spürbare Verhaftetsein kirchlicher Umgangsstile im kleinbürgerlichen und bisweilen im großbürgerlichen Milieu gegenüber. Macht in der Kirche besteht weniger in Herrschaft als in der Hegemonie (im Sinne Antonio Gramscis) über Stile und Verhaltensweisen, durch die sich soziale Ungleichheit in die Inszenierung des Glaubens einschleicht. Davon ist auch die Verkündigung niemals frei.

Alltägliche Distanz

Schaut man mit dieser Optik in die Kirchengeschichte, dann werden die aktuellen Probleme der Kirche historisch erklärbar. Der Pietismus etwa war sicherlich eine kleinbürgerlich-bürgerliche Bewegung, die aber auch Einfluss auf das arbeitende Volk hatte, und beliebte Pastoren, die sich um alle Menschen in ihren Gemeinden kümmerten, gab es sicherlich immer. Selbst der Kern des deutschen Bildungsbürgertums, das protestantische Pfarrhaus, war nicht völlig abgehoben von den Sorgen und Nöten der „einfachen“ Menschen. Aber die „alltägliche Distanz“ zum „Herrn Pastor“ blieb lange spürbar. Schließlich verkörperte er immer auch eine andere, „bessere“, gescheiterte Welt – bis hinein in das

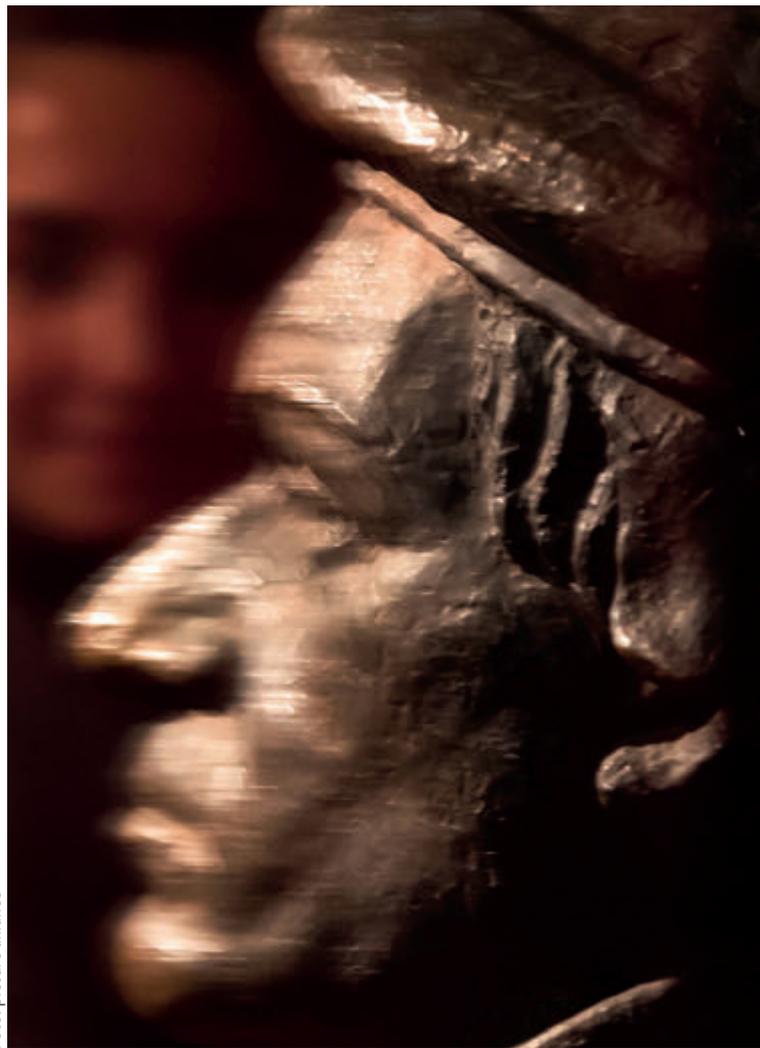


Foto: picture alliance

kleinste Dorf –, und war sich dessen sicherlich auch bewusst. Das kirchliche „Amt“ stand in einer Reihe mit den anderen staatlichen „Ämtern“. All das gilt heute zum Glück nicht mehr. Dafür hat aber der Pastorenberuf in den vergangenen Jahrzehnten drastisch an Ansehen verloren.

Ein viel diskutiertes Menetekel bleiben die Entwicklungen im 19. Jahrhundert. Die sozialen und kulturellen Tretmühlen des sich durchsetzenden Kapitalismus mit seinen revolutionär neuen Techniken führten schnell zur Bildung der „Klassen“ der Bourgeoisie und des Proletariats – charismatisch beschrieben im Kommunistischen Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels im Revolutionsjahr 1848. „Es rettet uns kein höh'eres Wesen, kein Gott, noch Kaiser, noch Tribun“, so klang es nun im neuen Kampflied der Arbeiterbewegung. Von wenigen Ausnahmen der religiösen Sozialisten abgesehen, die bis 1933 vor allem in Württemberg und Thüringen – den Gegenden der Bauernaufstände des 16. Jahrhunderts! – existierten, hatte das mit der Kirche nichts zu tun. Aber die Christen reagierten auf ihre Weise auf die sozialen Verwerfungen mit dem Aufbau von Innerer Mission und Diakonie – neben der verfassten Kirche, aber mit Unterstützung der Obrigkeit, denn das Ziel bleibt restaurativ und staatstragend. Den leidenden Menschen sollte geholfen, aber sie sollten ebenso vor den Versuchungen des gottlosen Kommunismus bewahrt werden. Auch die Genossenschaftsbewegung Friedrich Wilhelm Raiffeisens, mit der eine ökonomische Alternative



Thomas Müntzer, der Held der Bauern.
Aber kein Freund Martin Luthers.

und technischen Intelligenz ebenfalls schon länger. Sie schlugen allerdings in der Breite erst richtig in der Folge der revolutionären Entwicklungen um das Jahr 1968 durch und zeigen sich heute in einem Wegdriften moderner Milieus von religiöser und kirchlicher Nähe. Der schon in den 1970er-Jahren festgestellte „Traditionsabbruch“ – also das Ende der Weitergabe des Glaubens in den Familien an die jeweils nächste Generation, was noch in der kirchlich heilen Welt der 1950er-Jahre gut funktionierte – wirkt sich nun zwei Generationen später in Indifferenz gegenüber Kirche und Religion aus. Insbesondere jüngere, gebildete Menschen sind für die Kirche kaum noch erreichbar.

Dynamiken der Weltveränderung

Dabei wurde um 1968 herum alles Mögliche unternommen, um christlichen Glauben mit den Interessen der neuen sozialen Bewegungen kompatibel zu machen. Man denke nur an Menschen wie Helmut Gollwitzer, Jürgen Moltmann oder Dorothee Sölle, die ganz neue Dynamiken der Weltveränderung als Auftrag Jesu lostraten und so auch andere Klassen und Milieus als bisher seitens der Kirche ansprachen. Das hatte auch einige Zeit Erfolg, hielt die Zahl von Kirchaustritten in Grenzen und machte ganze Kirchengemeinden zu sozialen Aktionszentren im Sozialraum. Insgesamt gesehen überwog aber der Abbruch. Die „68er“-Generation war längst weg von religiösen Weltdeutungen, und ihre Kinder sind es heute erst recht.

Was bis heute geblieben ist, ist die Verankerung der Kirche in eher älteren, kleinbürgerlichen Milieus, die weiter schrumpfen, und in Teilen einer eher konservativen Oberschicht, mit Anteilen des kirchlich gut organisierten evangelischen Adels. Über allem wacht die EKD-Synode, die in ihrer sozialen Zusammensetzung noch immer so stark klassisch bildungsbürgerlich geprägt ist wie wohl kein anderes deutsches Gremium. Der Protestantismus bleibt

Lediglich zwischen 1933 und 1935 gab es eine höchst erfolgreiche, aber perverse Hinwendung zum Volk.

mit Haut und Haaren im Macht- und Herrschaftsgefüge einer sozial ungleichen Gesellschaft verortet – nur dass seine Präsenz schnell immer schwächer wird.

Und nun?

Das Verhaftetsein des Glaubens in spezifischen sozialen und kulturellen Formen reduziert seine Strahlkraft in der Gesellschaft, aber ohne geht es nicht. Deswegen gibt es auch keinen Grund, die überkommenen Milieubindungen zu verachten. Die Wahlverwandtschaft von Bürgertum und Christentum stellte – bei allen soziale Ungleichheit legitimierenden Effekten – eine ungeheure Leistung des Protestantismus dar. Sie ist aber längst zu Ende gegangen. Gut ist es deswegen, wenn an ihren Resten kräftig gerüttelt wird und es zu neuen Symbiosen des Evangeliums und der Kultur jenseits von Bach und Baltruweit kommt. Entsprechende Suchbewegungen sollten kraftvoll gefördert werden, solange noch Kraft vorhanden ist. Nur so kann das Christentum wieder Menschen „erwecken“. ◀

innerhalb des Kapitalismus entwickelt wurde, teilte dieses Ziel. Während Letztere nach dem Ende des Kaiserreichs ihrer christlichen Wurzeln weitgehend verlustig ging, trug sich die Diakonie bis heute erfolgreich durch und prägte den deutschen Sozialstaat mit.

So blieb die Arbeiterbewegung in ihrem Kampf um politische und ökonomische Teilhabe allein und reagierte mit entsprechender Abwendung von der bürgerlichen Welt. Extrem galt dies in der Weimarer Zeit, als sich die evangelische Kirche deutschnational bis reaktionär artikulierte. Massenaustritte waren die Folge. Lediglich zwischen 1933 und 1935 gab es eine höchst erfolgreiche, aber perverse Hinwendung zum Volk. Das war schnell vorbei. Erst das Godesberger Programm der SPD 1959 schuf eine Brücke. Aber noch in neuester Zeit zeigte sich diese Distanz in der Weigerung der EKD – und auch der katholischen Kirche –, sich der harmlosen Forderung nach Einführung eines Mindestlohnes anzuschließen oder auch nur eine Reform des Hartz-IV-Systems anzudenken (anders aber in der Diakonie). Wo es um die harte Realität der „industriellen Beziehungen“, um Betriebsräte, Tarife oder gar um die Macht in der Wirtschaft geht, hat Kirche seit langem wenig zu sagen, auch wenn die „Arbeitnehmerdenkschrift“ der EKD von 2015 seinerzeit alle Christen dazu aufforderte, Gewerkschaftsmitglieder zu werden.

Während das Unverhältnis zur Arbeiterbewegung seit dem 19. Jahrhundert sicherlich die schwerste klassenbezogene Hypothek der Kirche darstellt, datieren Fremdeleien mit der intellektuellen

„Der Klassismus wirkt immer wieder“

Gespräch mit der Theologin und Buchautorin Sarah Vecera über kirchliche Kronleuchter, die Scham der Armen und Wege aus der Diskriminierung

zeitzeichen: *Frau Vecera, Sie sind spätestens durch Ihr Buch „Wie ist Jesus weiß geworden“ zu einer vielgefragten Expertin zum Thema Rassismus und Kirche geworden. Aber Sie beschäftigen sich auch mit Klassismus und Kirche. Wie ist es dazu gekommen?*

SARAH VECERA: In meinem Buch habe ich ein Kapitel zur Frage geschrieben, warum ich nicht Pfarrerin geworden bin. Das hatte zunächst mit den Erfahrungen von Rassismus und Sexismus zu tun. Ich war auf meinem Gymnasium eine von sehr wenigen People of Colour in meiner Jahrgangsstufe. Dort wurde mir mitgegeben, ich sei zu temperamentvoll und hätte anscheinend etwas im Blut, so dass ich mein Temperament nicht unter Kontrolle halten könne. Mir wurde also erklärt, dass ich anders bin und dass mir nicht so viel zugetraut wird wie meinen Mitschüler*innen. Aber als ich dann darüber nachdachte, warum ich mich nicht an ein klassisches Theologiestudium gewagt habe, obwohl ich doch unbedingt für die Kirche arbeiten wollte, in der ich in meiner Jugend so viel Gutes erlebt hatte, fiel mir auf, dass da auch der Klassismus eine Rolle gespielt hat.

Inwiefern?

SARAH VECERA: In meiner Familie gab es vor mir niemanden, der oder die studiert hatte. Ich musste nachschlagen, was Kommilitonen sind. Die Fremdsprache der universitären Welt war mir fern und es gab auch niemanden zuhause, der sie mir erklären konnte. Und ausgerechnet Theologie studieren? Drei alte Sprachen, die ich alle nicht konnte, und die Aussage der Lehrerinnen, dass ich anscheinend nicht so sprachbegabt bin? Das habe ich mir nicht zugetraut. Zumal ich ja auf Bafög angewiesen war und das alles in der Regelstudien-

zeit hätte schaffen müssen. Arbeiten neben so einem scheinbar anspruchsvollen Studium habe ich mir auch nicht zugetraut. Ich hatte das Gefühl, ich muss sowieso schon doppelt so viel leisten wie alle anderen und alle Energie ins Studium legen.

Sie haben trotzdem Ihren Weg gefunden.

SARAH VECERA: Ja, ich habe dann erstmal an der CVJM-Hochschule Theologie studiert, denn da war alles etwas übersichtlicher, und es gab

sogenanntes Schüler-Bafög, von dem ich leben und studieren konnte, ohne Schulden zu machen. Danach habe ich noch an einer Fachhochschule Sozialpädagogik und Religionspädagogik studiert und nach mehr als fünf Jahren Berufserfahrung einen Ordinationskurs gemacht. Heute stehe ich da und leite den Silvestergottesdienst in der ARD aus dem Gasometer in meiner Heimatstadt. Ich bin da, wo ich sein wollte. Das war ein langer Weg, und es war nicht immer klar, dass ich das Ziel auch erreiche. Weil



Foto: ÖKT/Philip Wilson

mir dieser Stallgeruch fremd war und bis heute immer wieder fremd ist. Der Klassismus der Kirche wirkt immer noch, nicht mehr so oft, aber immer wieder.

In welchen Situationen?

SARAH VECERA: Zum Beispiel in diesen schicken kirchlichen Tagungshäusern mit ihren großen Kronleuchtern. Wow, das ist ein Ambiente. Aber es macht mich auch irgendwie klein, weil ich weiß, ich komme da nicht her. Ich bin nicht unter Kronleuchtern großgeworden, war als Kind nie in Hotels oder an feinen Buffets. Diese Codes und dieser Habitus, diese vermeintlichen Selbstverständlichkeiten, zeigen sich auch in den kirchlichen Räumlichkeiten. Oder in den Gesprächen beim Mittagessen. Letztens saß

ich mit meinen Kolleg:innen in so einem Tagungshaus beim Mittagessen, und sie unterhalten sich über ihre Väter, die Superintendenten waren, über ihre Auslandssemester in Oxford und so weiter. Ich weiß, sie würden mir wertschätzend zuhören, wenn ich meine Lebensgeschichte erzählen würde. Aber es ist eben eine große Überwindung, an so einem Tisch zu sitzen und zu sagen, dass wir uns zu Hause das alles nicht leisten konnten. Mit so etwas stört man die Harmonie, auch das lernt man schnell.

Aber Sie haben dann doch darüber gesprochen, in Ihrem gemeinsamen Podcast der Vereinten Evangelischen Mission mit Thea Hummel „Stachel und Herz“. Und Sie haben einen Post auf Instagram zu dem Thema gemacht. Gab es Reaktionen?

SARAH VECERA: Sehr viele. Viele Menschen haben mir anvertraut, dass es ihnen ähnlich ging, sie aber aufgrund von Scham nie darüber gesprochen haben. Das waren vor allem Menschen, die auch einen sogenannten sozialen Klassenaufstieg geschafft haben, sich an der Uni und in der Kirchenwelt aber oft fehl am Platz fühlen. Sie bringen andere Biografien mit, aber diese finden bei uns keinen Raum, weil sie eben nicht der privilegierten bürgerlichen Norm entsprechen. Niemand redet gern darüber, arm zu sein, und niemand gibt gerne zu, dass vieles fremd, neu und auch eben nicht selbstverständlich ist. Ich habe selber auch jahrelang über viele Dinge hinweggelächelt, habe so getan, als ob ich ganz genau wüsste, worum es gerade geht. Aber ich habe meine Perspektive nicht eingebracht, weil ich dachte, dass ich wohl die Einzige im Raum war, die keine Ahnung hatte. Aber nach diesem Post und dem Podcast habe ich festgestellt, dass ich gar nicht die Einzige war. Vermutlich saßen immer auch andere im Raum, die aus diesem Grund gelächelt und geschwiegen haben.

Sarah Vecera beim Eröffnungsgottesdienst des Ökumenischen Kirchentages 2021 in Frankfurt.

Nun ist Klassismus ja nicht nur ein kirchliches Problem, sondern ein gesamtgesellschaftliches. Die von Ihnen sehr geschätzte Literaturwissenschaftlerin Bell Hooks, die ja selber unter Rassismus und Sexismus litt, hat Klassismus als eine stark unterschätzte Kategorie der Diskriminierung beschrieben. Würden Sie dem zustimmen?

SARAH VECERA: Unbedingt. Das sehen Sie schon im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGB) der Bundesrepublik Deutschland. Dort werden sechs Kategorien von Diskriminierung aufgezählt: Ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion, Alter, Weltanschauung, Behinderungen. Aber die Kategorie soziale Herkunft, also Klassismus, taucht nicht auf. Das heißt, es gibt keine rechtliche Grundlage, um diese Art der Diskriminierung überhaupt zu benennen, geschweige denn, sie anzuklagen. Dabei haben Studien längst nachge-

Es gibt keine rechtliche Grundlage, um klassistische Diskriminierung überhaupt zu benennen.

wiesen, dass Kevin und Chantal in der Schule schlechtere Beurteilungen bekommen als Lisa und Maximilian, weil man mit diesen Namen eine soziale Herkunft verbindet. Doch es gibt weder eine rechtliche Handhabe, dagegen vorzugehen, noch genügend Gelder, um gegen diese Form von Diskriminierung zu kämpfen.

Woran wollen Sie diese Form von Diskriminierung festmachen und vor Gericht bringen? Auch bei Rassismus und Sexismus würde ja niemand zugeben, dass er oder sie den Job lieber einem Mann und die Wohnung lieber einem Menschen mit heller Haut gibt.

SARAH VECERA: Aber wir würden vielleicht mehr darüber sprechen, dass es diese Form der Diskriminierung gibt. Sie ist ja zudem oft verbunden mit Rassismus und Sexismus, Stichwort

Intersektionalität. Es ist doch wichtig für eine Gesellschaft offenzulegen, welche Formen der Diskriminierung wirken und wie Menschen, die davon betroffen sind, sprachfähig gemacht werden können. Und das gilt auch für eine Kirche mit ihrem Versprechen, für alle da zu sein. Das meine ich nicht als Vorwurf, sondern wirklich als Chance. Die Kirche in Deutschland hat das Glück, auch politische Stimme sein zu können. Wir können Partei ergreifen. Doch dafür müssen wir zunächst darüber sprechen und unsere eigenen Strukturen betrachten.

Das ist nicht immer angenehm und oft mit Streit und Schuldzuweisungen verbunden.

SARAH VECERA: Es geht nicht um Streiten, darum, zu „blamen“ oder irgendwem Reichtum oder Akademisierung vorzuwerfen. Damit kommen wir nicht weit. Ich glaube, dass wir auch in der Kirche einen seelsorgerlichen Ansatz brauchen, alle mit in die Verantwortung nehmen müssen und nicht mit der Schuldfrage argumentieren, sondern davon ausgehen sollten, dass die Kerngemeinde grundsätzlich alle willkommen heißt. Und dann gemeinsam darüber nachdenken, woran es liegen könnte, dass sich manche Menschen nicht willkommen fühlen. Möglicherweise müssen wir

Wir müssen die Machtdynamik in den Blick nehmen.

uns von alten Mustern und Selbstbildern verabschieden. Das kann schmerzhaft sein, aber wir müssen uns auch diesem Thema stellen.

Warum ist das bislang nicht geschehen? Es gibt offenbar kaum Studien oder Literatur zu Klassismus in der Kirche.

SARAH VECERA: Wer betroffen ist, redet nicht darüber, und diejenigen, die nicht betroffen sind, sehen das Problem aufgrund ihrer Privilegien nicht. Niemand will arm sein, aber über den eigenen Reichtum reden wir ja auch ungern. Die Reichen kommen



Foto: OKT/Philip Wilson

Sarah Vecera ist Theologin, Autorin und stellvertretende Leiterin der Abteilung Deutschland der Vereinten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal, für die sie seit 2013 arbeitet. Sie wurde 1983 in Oberhausen geboren, studierte Theologie, Sozialpädagogik und Religionspädagogik in Kassel und Bochum. Sie ist ordinierte Prädikantin der Evangelischen Kirche im Rheinland und Mitglied des Präsidiums des Deutschen Evangelischen Kirchentages. 2022 erschien ihr Buch „Wie ist Jesus weiß geworden?“ zum Thema Rassismus in der Kirche. Gemeinsam mit Thea Hummel gestaltet sie den VEM-Podcast „Stachel und Herz“, der sich mit den unterschiedlichen Formen von Diskriminierung in Kirche und Gesellschaft beschäftigt.

in der Bibel selten gut weg. Dabei gehören verbeamtete Pfarrer:innen mit ihrem Einkommen zur oberen Mittelschicht und umgeben sich in der Regel dann auch mit Menschen aus diesem Milieu. Und natürlich reden diese über arme Menschen und wollen ihnen helfen, aber sie gehören eben nicht dazu, sondern man wendet sich ihnen eher mit paternalistischem Blick zu. Das ist ja unser Auftrag, uns um die Armen zu kümmern. Aber niemand will die Person sein, der geholfen wird. Das ist doch beschämend. Und die werden auch nicht diejenigen sein, die neben mir im Presbyterium sitzen. Oder gar in der

Synode, mit all ihren akademischen Abläufen und Regularien. Das würde auch das ganze Narrativ zerstören.

Wenn Sie schon die Leitungsgremien ansprechen. Geht es auch um Machtfragen?

SARAH VECERA: Wir müssen die Machtdynamik in den Blick nehmen. Die, die in Hierarchien oben stehen, haben die Verantwortung dafür, die Diskriminierung zu beenden, nicht die, die unten stehen. Sie müssen Räume und Strukturen schaffen, damit Menschen sich sicher fühlen und darüber reden können. Woran liegt es, dass sich Menschen mit weniger ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital bei uns nicht willkommen fühlen? Worüber reden wir beim Gemeindekaffee? Welche Perspektiven vermitteln wir? Welche Begriffe nutzen wir? Warum müssen eigentlich Menschen auf kirchlichen Websites extra auf den Button „Leichte Sprache“ klicken? Warum ist die Norm akademisierte Sprache, und warum muss ich mich entblößen und die Version für die vermeintlich weniger Schlaunen anklicken, wenn ich kein Abitur gemacht habe?

Weil Theologie eben nicht immer so leicht ist? Weil rund 2000 Jahre Kirchen- und Geistesgeschichte mit all ihrer akademischen Tradition und ihren oft komplexen gedanklichen Konstruktionen doch das ein oder andere Fremdwort brauchen oder eine längere Erklärung?

SARAH VECERA: Es ist Teil des Theologiestudiums, komplexe Inhalte so zu vermitteln, dass es alle verstehen. Das ist für mich eine Kernaufgabe von Pfarrer:innen. Es kann schon helfen, viel zu wissen über Dogmatik und Kirchengeschichte und die Alten Sprachen zu sprechen. Aber wenn ich am Sonntag auf der Kanzel stehe, geht es ja nicht darum zu zeigen, was ich alles weiß. Sondern darum, dass die Menschen, die zuhören, verstehen, was Gottes Botschaft ist. Und das eben in einer Sprache, die sie verstehen. Da bin ich sehr nahe bei Martin Luther.

Aber auch Pfarrer und Pfarrerrinnen sind ja durch ihre jeweilige Herkunft

geprägt und können sich nicht plötzlich einen anderen Soziolekt zulegen. Das wäre doch unauthentisch.

SARAH VECERA: Umso wichtiger ist es, dass das Theologiestudium reformiert wird und Menschen wie mich damals nicht mehr abschreckt. Ist es denn notwendig, so viel Altgriechisch zu lernen, wenn ich in den Gemeindedienst will? Ist es nicht vielleicht notwendiger, andere Themen in dieses Studium mithineinzunehmen, die viel relevanter sind im Jahre 2023

Wir können es uns nicht mehr leisten, in einem sehr gleichförmigen Milieu von Menschen zusammenzusitzen.

in einer Gesellschaft, die doch sehr viel vielfältiger ist? Und in der gerade die Kompetenzen von sogenannten Aufsteiger*innen wichtig sind? Die können sich nämlich irgendwann in Tagungshäusern unter Kronleuchtern bewegen und in den sozialen Brennpunkt mit den Jugendlichen reden und in beiden Welten nicht künstlich wirken. Ich bin mittlerweile so selbstbewusst und stelle fest, dass ich eine Kompetenz habe, die vielen Menschen in der Kirche fehlt. Ich sehe es als meine Aufgabe an, eine Brückenfigur zu sein. Die bin ich bereits in Bezug auf Rassismus, weil ich vermittelnd in der Kirche unterwegs bin. Ich habe keinen anderen Ort als die Kirche, den ich so schätze, weil mir so viel Gutes mitgegeben wurde. Deshalb will ich daran mitwirken, dass sie weiterhin relevant bleibt in unserer Gesellschaft. Und in Bezug auf Klassismus brauchen wir auch solche Brückenfiguren, die beide Welten kennen.

Was muss sich noch ändern, jenseits der kirchlichen Sprache, um den Klassismus zu überwinden?

SARAH VECERA: Kirche muss ihr Selbstbild ändern und weniger paternalistisch sein. Es gibt ja erfolgreiche Beispiele aus

der City-Kirchen-Arbeit oder Fresh-X-Projekten. Wenn Kirche zu den Menschen geht und darauf hört, was sie wollen, wie man das Miteinander gestalten kann, dann wird sie wieder attraktiv. Wir müssen den Menschen das Gefühl geben, dass ihre Perspektive, ihre Sicht auf die Dinge und auf die Welt und vielleicht sogar auf die Kirche, uns wirklich interessiert. Wir brauchen sie, damit wir überleben können als Kirche. Wir können es uns nicht mehr leisten, in einem sehr gleichförmigen Milieu von Menschen zusammenzusitzen und uns darüber zu freuen, wenn die Kirchen wenigstens bei der Aufführung von Bach-Oratorien voll sind. Nichts gegen Bach-Oratorien, aber sie markieren immer wieder neu eine gewisse Milieugrenze. Und das können wir uns nicht mehr lange leisten.

Diskriminierung jeder Art schadet uns also selber?

SARAH VECERA: Wenn wir uns als Leib Christi verstehen, ist das genau so. Wenn der Fuß arm und durch seine soziale Herkunft benachteiligt ist, dann geht es auch die Hand etwas an. Und zwar nicht, weil die Hand helfen muss, sondern weil die Hand in ihrem Menschsein dadurch auch getroffen ist. Die Befreiung der einen hat mit unser aller Befreiung zu tun, hat Desmond Tutu mal gesagt. Und das gilt auch für Klassismus. Uns geht es nicht gut damit, und das zeigt sich ja auch darin, dass niemand arm und niemand reich sein will. Also müssen wir etwas ändern. Und das können wir gemeinsam tun, indem wir uns als Leib Christi verstehen, um uns allen zu helfen und miteinander eine Gemeinschaft zu gestalten, in der wir uns alle wohl- und willkommen fühlen und Teil von einem großen Ganzen sind.

Das Interview führten Stephan Kosch und Reinhard Mawick am 27. Februar 2023 via zoom.

„Nichts gegen Bach-Oratorien, aber sie markieren immer wieder neu eine gewisse Milieugrenze.“



Foto: picture alliance

Ermöglichungsräume schaffen

In ihrer Dissertation untersucht Saskia Eisenhardt das Theologisieren mit religionsfernen Jugendlichen

Theologie zu treiben sollte nicht von einer formal theologischen Bildung abhängig gemacht werden. Aber wie steht es um religionsferne Jugendliche? Können sie theologisieren? Ob und wie, diesen Fragen geht Saskia Eisenhardt (33) aus Kiel in ihrer Dissertation nach.

Ganz klar wollte ich Lehrerin werden, Religion und Englisch. Ich stamme aus Mecklenburg-Vorpommern, bin dort konfessionslos aufgewachsen und hatte während meiner Schulzeit einen interessanten Religionsunterricht. Nachdem ich mich für Kiel als Studienort entschieden hatte, musste ich mich erst einmal taufen lassen, um später überhaupt an einer Schule unterrichten zu können. Aus der Erfahrung, dass man auch jenseits einer religiösen Sozialisation oder verfassten Kirchlichkeit Theologie treiben kann, entstand dann das Interesse für mein Promotionsthema.

Auf eine Stellenausschreibung zum Theologisieren mit Jugendlichen habe ich mich nach dem Masterabschluss beworben. In dieser Stelle startete ich auch meine Promotion am Institut für Praktische Theologie bei meiner Doktormutter Uta Pohl-Patalong und präzierte die Forschungsfrage, wie religionsferne Jugendliche im Religionsunterricht theologisieren.

Das Theologisieren ist ein Ansatz, der mittlerweile breit im Religionsunterricht rezipiert wird. Dieser zeichnet sich heute durch eine sehr große Heterogenität aus. Schülerinnen und Schüler verschiedener Religionen und Konfessionen, aber auch viele religionsferne Menschen nehmen teil. Beim Theologisieren geht es ganz allgemein darum, dass man Jugendlichen zutraut, selbst Theologie zu betreiben, in Form einer Laientheologie oder Ordinary Theology.

Lange Zeit wurde das Theologietreiben in Anlehnung an Wilfried Härle als Reflexion des Glaubens angesehen. Konzeptionell hatte man dabei jedoch nicht bedacht, dass an den Schulen viele Jugendliche am Unterricht teilnehmen, bei denen eine christlich-religiöse Sozialisation nicht einfach voraus-



Foto: lichtartistin.de

gesetzt werden kann. Aber wenn Theologie als Reflexion des Glaubens verstanden wird, stellt sich die Frage, was mit denen ist, die keinen persönlichen Glauben haben.

Im Religionsunterricht geht es um die persönliche Reflexion und Urteilsbildung.

Da klafft eine Diskrepanz zwischen dem theoretischen Ansatz und dem, was in der Praxis stattfindet. Wenn es in der Schule heterogener wird, nehmen die Versachlichungstendenzen des Religionsunterrichts zu. Das ist auch eine Reaktion der Lehrkräf-

te. Bevor sie sich einen Missionierungsvorwurf einhandeln, beschränken sie sich auf reine Informationsvermittlung. Aber dann wird der Religionsunterricht zu einer Religionskunde.

Im Religionsunterricht geht es aber nicht nur darum, sich Wissen anzueignen, sondern vor allem um die persönliche Reflexion und Urteilsbildung. Wenn die definitiven Antworten allein nicht ausreichen, muss in die Praxis geschaut werden. Wie also theologisieren religionsferne Schülerinnen und Schüler im Religionsunterricht?

Aufgrund meiner eigenen Positionalität traue ich den Jugendlichen viel zu. Die Ergebnisse meiner Untersuchung haben mich allerdings selbst überrascht. Mein

Ziel war es, ein vertieftes Verständnis dafür zu erreichen, was beim Theologisieren passiert, und Deutungsmuster aufzuzeigen. Mehr als dreißig Doppelstunden Religionsunterricht an Gymnasien und Gemeinschaftsschulen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern wurden videografiert und ausgewertet. Daraus habe ich ein heuristisches Theoriemodell mit verschiedenen Ebenen und Ausprägungen des Theologisierens entwickelt.

Ein zentrales Ergebnis ist, dass die Jugendlichen sich auf der einen Seite in ihrer persönlichen Haltung dezidiert von Religion und dem Glauben an Gott abgrenzen können, aber gleichzeitig in der Lage sind, Gott als grundlegendes Prinzip anzuerkennen, sich religiöser Sprache zu bedienen und religiöse Perspektiven einzunehmen. Ihr Theologisieren ereignet sich nicht im Vollzug religiöser Rede, sondern im Modus der Reflexion ebenjener. Wenn zum Beispiel ein Schüler sagt, er glaube nicht an Gott, aber im nächsten Atemzug erklärt, Gott sei ein Gefühl von Nähe und dass es etwas bewirke, wenn man glaubt, verwendet er dabei die gleichen Kategorien, die auch religiöse Jugendliche heranziehen, um ihre persönliche Gottesbeziehung zu beschreiben.

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in *zeitzeichen* über ihre Forschungsarbeiten.

Ihnen muss im Unterricht aber auch entsprechend Gelegenheit dazu gegeben werden. Das Theologisieren ist in ein didaktisch-methodisches Setting einzubetten. Als Lehrkraft muss man gezielt Informationen vermitteln und allen Teilnehmenden mit Zutrauen begegnen, um einen ergebnisoffenen Dialog auf Augenhöhe zu gestalten. Durch kritisches Nachfragen und das Konfrontieren mit Fremdpositionen regt die Lehrkraft die Jugendlichen zum Entwickeln und Weiterentwickeln ihrer Gedanken an und lässt der Gruppe gleichzeitig genügend Raum, um miteinander zu interagieren. Gerade die religionsfernen Jugendlichen kommen ja nicht mit feststehenden Deutungen in das Theologisieren, sondern sie entwickeln diese erst in dem Prozess. Theologisieren muss also ein Ermöglichungsraum werden für die theologischen Deutungen.

Konzeptionell heißt das: Das Theologisieren ist möglich mit Menschen unterschiedlicher Religion und weltanschaulicher Prägung. Um sich auf einen theologischen Denkhorizont einzulassen, brauchen sie keine persönliche Glaubensüberzeugung. Das heißt aber auch, dass die Definitionen einer Laintheologie oder Ordinary Theology ausdifferenziert und für religionsferne

Menschen geöffnet werden müssen. Denn die entscheidenden Gelingensbedingungen für das Theologisieren liegen eben nicht in den Personenvoraussetzungen der Teilnehmenden, sondern in den Prozessmerkmalen des Theologisierens selbst. Dies ist mittlerweile auch im Forschungsdiskurs zum Theologisieren Konsens. Religionspädagogisch bedeutet das, dass ein stärkerer Fokus auf eine heterogenitäts- und deutungsmachtsensible Religionspädagogik gelegt werden muss, um ein nicht-hierarchisierendes Denken und Handeln in letztlich allen religionspädagogischen Lernprozessen zu implementieren. Im Hinblick auf die religionsfernen Schülerinnen und Schüler ist es wichtig, den Modus des Zutrauens in den Vordergrund zu stellen und wegzukommen von einer Defizitorientierung.

Wie theologisieren religionsferne Jugendliche? So lautete meine Leitfrage. Die kürzeste Antwort darauf lautet: Auch nicht viel anders als alle anderen – wenn sie entsprechend begleitet werden. ◀

INFORMATION

Saskia Eisenhardt: *Als ob es Gott gäbe ...* Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2022, 347 Seiten, Euro 49,-.

Aufgezeichnet von Kathrin Jütte

Für Sie reingeschaut

Religion unterrichten

An Religionslehrkräfte, die evangelischen und katholischen Religionsunterricht erteilen, richtet sich das Angebot der Zeitschrift *Religion unterrichten*. Zweimal im Jahr erscheint das kostenlose ökumenische Online-Angebot als „Open Access“ im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. Damit bekommen Lehrkräfte zahlreiche Anregungen zu aktuellen religiösen Themen. Und: Mit dem Konzept der Zeitschrift werden Herausforderungen, die durch konfessionelle, religiöse und weltanschauliche Pluralität in Lerngruppen bestehen, berücksichtigt. In jedem Heft wird ein Thema von Experten aus Forschung und Praxis aufbereitet. Thema des aktuellen Heftes ist „Künstliche Intelligenz und Human Enhancement“. Den ersten Teil jedes Heftes bilden theologisch-wissenschaftliche Beiträge aus der Perspektive theologischer Fachdisziplinen, die ökumenisch entfaltet werden. Darauf folgen Praxisbeiträge, die konzipiert sind für heterogene Lerngruppen. Die nächsten Themen: „Krisen und Endzeit, Vulnerabilität und Resilienz“ und „Umweltethik“.

Weitere Infos: www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com



Einfach da sein

40 Jahre kirchliches Leben im Spiegel gesellschaftlicher Metatrends

HORST GORSKI

Der theologische Vizepräsident der EKD und Leiter des Amtsbereiches der VELKD, Horst Gorski, zeichnet die Entwicklung der evangelischen Kirche aus pastoraler Sicht nach. Dazu gehört für ihn ganz wesentlich die stete Aushandlung zwischen Freiheit und Verantwortung. Für die Zukunft hofft der promovierte Theologe, dass es der Kirche gelingt, ihre „Religionsfähigkeit“ wiederzugewinnen.

Am 21. Mai 1983 wurde ich ordiniert. Mit Ablauf des 30. Juni 2023 werde ich in den Ruhestand versetzt. 40 Jahre Berufsleben in der Kirche, auf das ich im Spiegel gesellschaftlicher Metatrends blicken will. Ich sehe da sechs Facetten:

(1) die funktionale Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft mit zunehmender Komplexität und Geschwindigkeit des Lebens; (2) betriebswirtschaftliches Denken als Matrix für jegliche Planungen; (3) den Neoliberalismus mit seiner Vermarktlichung auch kirchlicher Lebensvollzüge; (4) das Netzwerkdenken mit seinen kommunikativen Logiken; (5) die Digitalisierung und schließlich (6) die zunehmende Individualisierung bei gleichzeitiger „Krise des Allgemeinen“ (Andreas Reckwitz). Diese Metatrends sind ihrerseits überwölbt von dem großen Thema der Moderne: dem Aushandeln von Freiheit und Bindung.

Auch wenn man schon eine Post- und Post-Postmoderne diagnostiziert hat, verstehe ich die Gegenwart als Teil der Moderne, die durch die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft und das Aushandeln von Freiheit und Bindung gekennzeichnet ist. In diesem Sinne hat die Moderne ihren Höhepunkt vielleicht erst noch vor sich.

Ein Netzwerk von Sprachkritikern hat „Freiheit“ zum Unwort des Jahres 2022 gekürt, weil dieses „hoch angesehene Gut“ so sehr für „egoistische Forderungen“ missbraucht worden sei. Aber wer definiert

die Begriffe und zieht Grenzen? Krise ist der Normalzustand der Moderne, weil die spannungsvollen Aushandlungsprozesse nie abschließend sind. Welches Bild von 40 Jahren kirchlichem Leben ergibt sich, wenn Reflexionen darüber entlang dieser Trends modelliert werden? Und welche Erschließungskraft des Selbstverständnisses eines Berufslebens hat eine solche Modellierung?

Die funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft hat auch die Kirche zunehmend zu einem gesellschaftlichen Subsystem unter anderen gemacht. Sie ist nicht mehr die moralisch integrierende Kraft der Gesellschaft als Ganzes. Die Systemtheorie des Soziologen Niklas Luhmann (1927–1998) ist für viele Theologen meiner Generation zu einem Referenzrahmen geworden, die eigene Rolle in Theologie und Kirche als Teil eines Subsystems in der modernen ausdifferenzierten Gesellschaft zu verstehen.

Scheinbar intakte Zeiten

Diese Ausdifferenzierung spürten wir jungen Kolleginnen und Kollegen schon stark an den zahlreichen Infragestellungen unserer Arbeit. Das 19. Jahrhundert und die Nachkriegszeit wurden uns als scheinbar noch intakte Zeiten kirchlicher Deutungsautorität vor Augen gehalten, obgleich auch diese Zeiten kirchlich viel brüchiger waren, als sie im Nachhinein dargestellt wurden.

Ob es auf Dauer noch passt, dass die Kirchen eine eigene Gerichtsbarkeit unterhalten, wird sich zeigen.

Zudem führte die funktionale Differenzierung dazu, dass die Kirche mit den anderen Subsystemen der Gesellschaft Koppelungen einging. Das machte sich damals beispielsweise an dem Einzug der Humanwissenschaften (Soziologie, Psychologie, Medizin) in die theologische Ausbildung bemerkbar.



Foto: akig

Die Sexualdenkschrift der EKD von 1971 – die aus Sorge vor den Folgen erst 1981 veröffentlicht wurde – wurde nicht zufällig unter dem Vorsitz eines Mediziners erarbeitet. Dass Zärtlichkeiten keine Krankheiten verursachen, waren Theologie und Kirche nicht aus sich heraus in der Lage festzustellen. Die Seelsorge wurde psychotherapeutisch imprägniert, die praktische Gemeindegemeinschaft sozialdiakonisch. Für die an Karl Barth orientierte Neo-Orthodoxie waren dies illegitime Einflüsse der Welt auf die Kirche. Doch langsam, aber stetig kehrten Ansätze liberaler Vermittlungstheologien zurück, die mit dem Ende des Kaiserreichs als erledigt galten. Dieser Prozess dauert an bis zur aktuellen Troeltsch-Renaissance (vergleiche zz 2/23, zz 3/23 und zz 4/23).

Für mich selbst stelle ich im Rückblick fest, dass aus mir mit den Jahren ein Vermittlungstheologe geworden ist, der nach der existenzerschließenden Relevanz von Glauben und Verkündigung fragt – einer von denen also, die ich 40 Jahre zuvor unter dem Einfluss meiner Lehrer in der theologischen Schmutzdecke gesehen hätte.



Fernand Léger (1881–1955):
„Adieu New York“, 1946.

an Zielen ausrichtet und reformiert, zum Untergang verurteilt sei. Die Muster der Betriebswirtschaft haben oftmals die kirchlichen Verfassungsorgane delegitimiert. Denn als demokratisch legitimiert galt eine Entscheidung oft nicht dann, wenn sie von den zuständigen Organen getroffen wurde, sondern wenn sie zahllose Leitbildprozesse in Steuerungsgruppen, Workshops und Open-Space-Veranstaltungen durchlaufen hatte. Sicher sind das manchmal auch gute Entscheidungen gewesen, aber die Akzeptanz richtete sich weniger am Inhalt als am Durchlaufen betriebswirtschaftlich normierter Verfahren aus.

Wohl kaum einer von uns damals hat sich die Freiheitsgrade in der Gestaltung von Beruf und Leben vorstellen können, die heute selbstverständlich sind. Erst 1992 wurde die erste lutherische Bischöfin weltweit gewählt. Heute wirken die heftigen Auseinandersetzungen in der nordelbischen Synode um gleichgeschlechtliche Lebensformen in den 1990er-Jahren wie Rufe aus ferner Vergangenheit. Doch erst

*Manche Kirchenleiter hätten sich vor
20 Jahren mit dem Emir von
Qatar in Moralfragen gut verstanden.*

Das Pfarramt selbst hat sich durch diese Ausdifferenzierung ebenfalls funktionalisiert. Das Amt trägt lange nicht mehr so stark die Person. Die Person steht viel mehr unter Druck, aus sich heraus authentisch sein zu sollen. Dies ist in Verbindung mit der neoliberalen Vermarktlichung auch des kirchlichen Lebens zu einer echten Last und zur Quelle vieler Burnouts geworden. Offenbar war gerade die evangelische Kirche anschlussfähig für diesen Metatrend, wurde das „ecclesia semper reformanda“ doch als Aufforderung zur kontinuierlichen Selbstoptimierung gedeutet.

Kirchliche Mitarbeitende einschließlich der Pastorinnen und Pastoren stehen unter dem Anspruch, die kirchlichen Angebote auf dem Markt nicht nur der Religionen, sondern – schwieriger noch – der Freizeitaktivitäten behaupten zu müssen, um die Kirche vor dem Niedergang zu retten. Der Neoliberalismus tritt mit der Verheißung auf, dass die Chance zur Selbstoptimierung die Erfüllung des Freiheitsversprechens der Moderne sei. Doch die andere Seite dieser Erfüllung ist das unermüdliche Laufen im Hamsterrad, dem kirchliche Mitarbeitende

wie zahllose andere Beschäftigte ausgesetzt sind. Die „Generation Z“ geht mit diesem Anspruch vermutlich distanzierter um, als wir es taten.

Die funktionale Ausdifferenzierung hat zur Verrechtlichung aller Lebensbereiche der Gesellschaft geführt. Das Amt der Institution ist gebunden an das Recht, und das heißt auch an rechtliche Standards des Kinder- und Jugendschutzes. Ob es auf Dauer noch passt, dass die Kirchen eine eigene Gerichtsbarkeit unterhalten, wird sich zeigen.

Muster der Betriebswirtschaft

Legion sind die Struktur- und Leitbildprozesse der letzten Jahrzehnte. Sie funktionieren in der Regel nach Mustern der Betriebswirtschaft, denken in Zielplanungen und -erreichungen und Effizienzen. Erst nach und nach habe ich mir ein Verständnis meines Berufes als „Geistlicher“ zurückerobert, das darin sein Wesen hat, als geistlicher Mensch einfach da zu sein. Dies musste ich mir (innerlich) erkämpfen gegen die fortgesetzte Anmutung, dass eine Kirche, die sich nicht ständig

mit der Stellungnahme des Rates der EKD zur „Ehe für alle“ vom Juni 2017 wurde eine wirkliche Akzeptanz vollzogen. Es mutet schon ein wenig selbstvergessen an, wenn die deutsche Mehrheitsgesellschaft heute gegenüber Einwanderern die Akzeptanz diverser Lebensformen für einen unverzichtbaren Teil deutscher Identität hält und wenn die protestantischen Kirchen darin die beste Erfüllung des Evangeliums von Liebe und Toleranz sehen. Dabei hätten sich manche kirchenleitenden Männer noch vor 20 Jahren mit dem Emir von Qatar in Moralfragen wohl nicht schlecht verstanden.

Doch die Freiheitsgrade, die mit einem enormen Individualisierungsschub einhergingen, führten als ihre andere Seite die „Krise des Allgemeinen“ mit, also die Krise staatlicher Institutionen und all dessen, was als Überindividuelles Gemeinschaften integriert. Davon ist die Kirche mit einem Verlust an Bindungskraft für ihre Mitglieder betroffen. In 40 Jahren schrumpfte der Anteil der Evangelischen an der Bevölke-

rung in Deutschland von gut 40 (Bundesrepublik) auf knapp 25 Prozent (Gesamtdeutschland). Binnenkirchlich zeigt sich diese Krise im Zurücktreten von Dogmen und ethischen Normen (zum Beispiel im Bereich reproduktiver Selbstbestimmung und des Familienbildes) und im Schwinden

Den Kirchen wird immer weniger zugestanden, identitätsstiftende Regeln zu setzen.

der Relevanz der konfessionellen Bekenntnisse als identitätsstiftender Klammern.

Manche Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts und des Bundesarbeitsgerichts der letzten Jahre lesen sich wie der rechtliche Vollzug des Relevanzverlustes des Allgemeinen. Gut erkennen lässt sich dies etwa an der Rechtsprechung zum kirchlichen Arbeitsrecht: Den Kirchen wird immer weniger zugestanden, als eine identitätsstiftende Ebene eigene Regeln für diese Identität zu setzen. Der Konflikt zwischen Individualität und einer identitätsstiftenden Ebene der Selbstregulierung erreichte einen Höhepunkt in der Klage der Eltern eines Mädchens gegen die Ablehnung der Aufnahme ihrer Tochter in den Knabenchor des Staats- und Domchors Berlin. Allerdings stellte das Gericht nicht auf die Tatsache ab, dass das Mädchen ein Mädchen und der Knabenchor ein Knabenchor war, sondern funkti-

onal darauf, dass seine Stimme nicht dem Klangbild eines Knabenchores entspreche.

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 26. Februar 2020 zur Aufhebung des Verbots der geschäftsmäßigen Suizidhilfe (Paragraph 215 Strafgesetzbuch) ist seinem Tenor und seiner Argumentation nach geradezu als letzte Konsequenz dieses Weges zu interpretieren: Die Gesellschaft darf einem Individuum den Wunsch nach einem assistierten Suizid nicht faktisch unmöglich machen. Zwar habe der Gesetzgeber das Recht und gegebenenfalls auch die Pflicht, Vorkehrungen gegen nicht gewollte gesellschaftliche Folgen zu treffen. Aber das Recht des Individuums darf als vorzugswürdig dadurch nicht ausgehöhlt werden.

Staat durch Krisen gestärkt

Ungefähr zwei Wochen nach diesem Urteil verfügten die staatlichen Instanzen in Deutschland den ersten Corona-Lockdown, inklusive des Verbots von Gottesdiensten. Deutlicher hätte die Wende gar nicht markiert werden können: Angesichts der Bedrohung durch ein Virus wurde nun umgekehrt der Schutz der Allgemeinheit gegenüber den Freiheitsrechten der Individuen als vorzugswürdig erachtet. Neben dem Virus haben seitdem auch die Klimakrise und der Krieg Russlands gegen die Ukraine mit ihren wirtschaftlichen und energiepolitischen Folgen gezeigt, dass Krisen offenbar

staatliche Institutionen als die einzig für die Gemeinschaft handlungsfähigen Akteure stärken. Ob mit dem Februar/März 2020 auf lange Sicht gesehen ein Kipppunkt in der Gewichtung von Individualität und Allgemeinem gegeben war, wird sich erst zeigen. Der Streit um den Freiheitsbegriff im Jahr 2022 lässt ahnen, dass die Antwort gesellschaftlich noch nicht gegeben ist.

Meine Dissertation tippte ich 1984 noch auf einer mechanischen Reiseschreibmaschine. Das hauptsächliche Kommunikationsmedium war das Telefon beziehungsweise im Pastorenalltag der Anrufbeantworter. Ihn regelmäßig und zügig abzuhören, war Teil des professionellen Amtsverständnisses. Heute ist Digitalität unverzichtbarer Teil kirchlichen Lebens. Digitalität lebt von Selbstermächtigung und Partizipation, sie generiert Netzwerke statt kaskadenartiger Behördenentscheidungen. Die Frage der Legitimität des „digitalen Abendmahls“ wurde im ersten Corona-Lockdown 2020 im Spannungsfeld zwischen institutionellen Warnungen und der Partizipativität des digitalen Raumes ausgetragen. Allerdings wird der digitale Raum nicht nur von Individuen in Freiheit gestaltet. Er generiert auch Muster und insofern neue Formen des Allgemeinen, nicht mehr institutionell gesetzt und behauptet, sondern durch Verfahren und Zugangsvoraussetzungen geregelt. Vielleicht halten sich Freiheit und Bindung zu allen Zeiten im Gleichgewicht, nur dass sie andere Formen annehmen. Eine Welt ohne Bindungen und Normierungen jedenfalls ist die digitale Welt nicht.

Spezifisch modelliert

Das Thema des Verhältnisses von öffentlichem Amt und privater Person dürfte mit der Aufhebung des Zölibats und der Entstehung des in Teilen gläsernen protestantischen Pfarrhauses so alt sein wie die Reformation. Doch auch dieses Thema wurde spezifisch modelliert durch den Schub individueller Freiheit und zuletzt durch das Aufkommen der sozialen Medien. Auch wenn die Pastorenfamilie, zumal unter dörflichen Bedingungen, unter Beobachtung stand, galt eine gewisse Diskretion als vorausgesetzt. Schwul oder lesbisch durfte man seit Mitte der 1980er-Jahre sein, sofern man dies nicht offen lebte oder gar zum Thema der Verkündigung machte. Heute machen Pastorinnen und Pastoren aller diverser Couleurs ihr Privatleben in hohem Maße



Foto: epd

Horst Gorski vor der VELKD-Generalsynode in Bremen, November 2015.

in den digitalen Netzwerken öffentlich. Wo Freiheit endet und Selbstentblößung beginnt, oder umgekehrt: wo Amtspflicht endet und Freiheit zum Atmen beginnt – das dürfte sich immer in einem Aushandlungsprozess befinden.

Nach Luhmann handeln wir auf drei Systemebenen: der gesamtgesellschaftlichen Ebene, der Ebene von Organisationen und der Ebene unmittelbarer Interaktion. Das Pfarramt als Arbeitsplatz ist auf der organisationalen Ebene angesiedelt. Das Handeln ist eingebunden in den gesamtgesellschaftlichen Horizont und richtet sich in unmittelbarer Interaktion an Menschen. Das Handeln auf der organisationalen Ebene, das Arbeiten an Struktur- und Kommunikationsveränderungen hatte und hat nach meiner Erfahrung eine kurze Halbwertszeit. Der Nachhall – auch in mir selbst – ist schwach. Stärker hallen die unmittelbaren Begegnungen nach: trösten und getröstet werden, Zeit haben, da sein. Deren Relevanz hat Bestand. Vielleicht sind sie es, die für mich sprechen, wenn ich eines Tages vor Gottes Angesicht trete.

Institution im Wandel

Wie wird es weitergehen? Werden funktionale Ausdifferenzierung, Komplexitäts- und Geschwindigkeitssteigerung, Individualisierung und Steigerung von Partizipativität endlos weitergehen? Oder führt dies zu einer grandiosen Überforderung des Menschen? Rufe nach einfachen Antworten, nach starken Führern machen schon heute dieser Überforderung Luft. Global ist die immer dezidiertere Ablehnung des westlichen Freiheitsverständnisses zwar betrüblich und gefährlich, aber auch nicht ganz unverständlich. Dass die offene Gesellschaft eine Zukunft hat und die großen Zukunftsfragen zu lösen in der Lage ist, muss sie erst noch zeigen. Die Kirche wird in dieser Gesellschaft der Zukunft ihre Institutionalität nicht aufgeben, aber wandeln. Es kann nicht mehr die Institutionalität des 19. und 20. Jahrhunderts sein.

Zentrale Aufgabe der Kirche ist der Erhalt oder die Wiedergewinnung ihrer Religionsfähigkeit. Anknüpfend an meine Wiederentdeckung des Daseins als „Geistlicher“ könnte ein Weg in die Zukunft – in einem komplexen Gefüge natürlich – darin bestehen, dass Kirche dann eine Chance hat, wenn sie als geistliche Größe einfach da ist. ◀

Es ist kompliziert

Warum die Ablösung der Staatsleistungen schwer wird

REINHARD MAWICK

Diesmal sollte es angepackt werden! Auch in der schwierigen Materie der Ablösung der Staatsleistungen an die beiden großen Kirchen in Deutschland wollte die Ampelkoalition der Überschrift ihres Koalitionsvertrages gemäß „Mehr Fortschritt wagen“ und endlich die Staatsleistungen für die beiden großen Kirchen ablösen. Kein Wunder, betrogen sie doch im vergangenen Jahr fast 600 Millionen Euro, keine Kleinigkeit. Dabei ist die Ablösung der Staatsleistungen ein Verfassungsauftrag, der seit 1919, seit der Trennung von Staat und Kirche, in Deutschland besteht. Diese Zahlungen haben übrigens nichts mit der Kirchensteuer oder anderen zweckgebundenen Förderungen oder Erstattungen für Kirchen oder kirchliche Unternehmungen zu tun, sondern sind regelmäßige Leistungen des Staates in Gestalt der Bundesländer an die Kirche in Gestalt der evangelischen Landeskirchen und der katholischen Bistümer. Zahlungen, deren Rechtsgrundlage jährliche Entschädigungszahlungen für Enteignungen kirchlichen Besitzes durch den Staat vor langer Zeit sind. Genannt wird meist der Reichsdeputationshauptschluss von 1803, damals zur Zeit der Napoleonischen Besatzung in Deutschland, als zahlreiche kirchliche Besitztümer gegen fortlaufende Entschädigungen verstaatlicht wurden. Aber es betrifft auch viele Vorgänge, die älter sind und teilweise bis in die Reformationszeit zurückreichen. Keine Frage, die Materie ist komplex. Und trotz der Bereitschaft der Kirche und des Bundes, die Sache voranzutreiben, scheint es in den vertraulichen Verhandlungen zu haken. Denn die Ablösesumme – im Raum steht das 18-Fache der bisherigen Jahressumme,

also etwa 11 Milliarden Euro – müssten die Bundesländer zahlen. Von deren Seite aber mehrten sich die Stimmen, doch lieber bis auf Weiteres auf eine Ablösung zu verzichten, da diese

die Länder überfordere, selbst wenn sie in Raten über zehn oder gar zwanzig Jahre gestreckt würden. Außerdem, so sagte es jüngst Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann, ein gläubiger Katholik, seien die Staatsleistungen doch „sehr gut angelegtes Geld“, und die

Kirchen machten damit ja nicht Dinge, die auf „allgemeine Kritik“ stießen. Das mögen andere ganz anders sehen, zum Beispiel professionelle Kirchenkritiker wie die Giordano-Bruno-Stiftung. Aber die klammen Kassen der Länder könnten in der Tat die Ablösung der Staatsleistungen verunmöglichen. Das wäre keine gute Nachricht, auch wenn sie die Landeskirchen und Bistümer, die besonders hohe Staatsleistungen bekommen, erstmal aufatmen ließe. Aber die Kirchen müssen ein großes Interesse daran haben, das Thema Staatsleistungen ad acta legen zu können, denn kirchenkritische und -feindliche Kreise kramen es bei jeder Gelegenheit hervor, um in der Öffentlichkeit Stimmung zu machen. Was also tun? Sollten die Kirchen einfach großmütig einseitig verzichten, wie es Kirchenkritiker seit langer Zeit fordern? Sicher nicht, denn Recht muss Recht bleiben. Möglicherweise aber müssten sich die Kirchen beim Ablösungsfaktor und bei der Streckung noch beweglicher zeigen als bisher, um doch noch eine Lösung zu erreichen, damit sie nicht am Ende mit leeren Händen dastehen. Denn eins ist klar: Besser werden die Preise in diesen Zeiten bestimmt nicht. ◀



Foto: Rolf Zöllner

Großzügiger Geist

TRAUGOTT SCHÄCHTELE

Klartext reden

SONNTAG ROGATE, 14. MAI

So ermahne ich nun, dass man vor allen Dingen tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen können in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit.

(1. Timotheus 2,1–2)

Die Beziehung zwischen dem Staat und den Kirchen ist immer von Interessen bestimmt. Von beiden Seiten. Und nicht erst heute. Die Fürbitte für die „Obrigkeit“ beschreibt in diesem Zusammenhang ein Reizthema. Gerade der Ukraine-Krieg führt das vor Augen. Da betet Kyrill, der russisch-orthodoxe Patriarch von Moskau, öffentlich für Wladimir Putin und dessen Kriegsziele. Die Opfer des Krieges finden in seinen Gebeten dagegen keinen Raum. Und so ist er bei den politischen Größen seines Landes wohlgekommen.

Das Gebet für die Obrigkeit ist schon im ersten Jahrhundert ein Thema in der Gemeinde eines theologisch versierten Briefschreibers, der sich in der Tradition des Apostels Paulus sieht. Und auch hier wird die Absicht klar benannt: Die Angehörigen seiner Gemeinde sollen ein „ruhiges und stilles Leben führen“ können. Schließlich konnten sich die ersten Christinnen und Christen nicht sicher sein, sondern mussten jederzeit mit Verfolgungen durch die Obrigkeit rechnen. So konnte es nicht schaden, den Herrschenden vorsorglich Loyalität zu bekunden.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Vermutlich sollten wir Mitmenschen, die politische Verantwortung tragen, eher mehr ins Gebet nehmen, als wir es per-

sönlich und in unseren Gottesdiensten tun. Aber sie stehen uns – zumindest in unseren Breiten – nicht als Obrigkeit gegenüber, die wir zu fürchten hätten. Denn Macht ist ihnen – nur auf Zeit – vom Volk zugestanden. Und sie sind darauf angewiesen, dass Gott ihre Vorhaben gelingen lässt.

Wo immer in der Welt Christenmenschen ihre Loyalität gegenüber Machthabern zum Ausdruck bringen, damit sie in Ruhe gelassen werden, sagt das vor allem etwas über den unrechtmäßig ausgeübten Machtanspruch herrschender Cliquen aus. Will man sie ernstlich ins Gebet nehmen, müsste man zugleich vor Gott ihr Gebaren zur Sprache bringen – und gegebenenfalls das eigene Leben riskieren. Paulus hätte seinen Schüler womöglich darin unterstützt, für „Könige und für alle Obrigkeit“ zu beten. Aber im Wissen, dass wir Gott mehr zu gehorchen haben als den Menschen.

Widersprechen

EXAUDI, 21. MAI

Und zu der Zeit, als der Knabe Samuel dem Herrn diente unter Eli, war des Herrn Wort selten, und es gab kaum noch Offenbarung. (1. Samuel 3,1)

Eigentlich scheint alles in Ordnung zu sein. Die Religion spielt ihre allseits geachtete Rolle, und ihre kundigen Vertreter sind hochangesehen. Und für theologischen Nachwuchs ist gesorgt. Doch hier wird nicht die Gegenwart beschrieben, sondern die Zeit vor 3 000 Jahren. Das Heiligtum steht in Silo. Und der Hüter mit allen priesterlichen Befugnissen ist Eli. Der junge Samuel befindet sich bei ihm in der besten theologischen Nachwuchsschmiede, die man ihm wünschen



Traugott Schächtele,
Prälat i. R., Freiburg i. Br.

kann. Doch das Zwischenfazit lässt aufhorchen. Kaum noch ergeht ein Wort des Herrn. Göttliche Offenbarung ist ein rares Gut geworden!

Macht sich da Gottlosigkeit breit? Von außen sind solche Urteile schnell gesprochen. Und es gibt heute nicht wenige selbsternannte Gegenwartsdeuter, die das auch bei uns beklagen. Sicher, manches wäre einfacher, ließe sich klarer identifizieren, was ich nach Gottes Willen tun soll. Dann bestünde das Problem nur in der mangelnden Umsetzung.

Manchmal möchte ich die allzu sicher Glaubenden fast beneiden. Aber ich fühle mich wohler im Kreis derer, die um „des Herrn Wort“ ringen – und es manchmal dann auch finden. Und nicht selten dort, wo ich gar nicht damit gerechnet hätte. Und mit einer Botschaft, die mir eher als Zumutung erscheint denn als Bestätigung dessen, was ich ohnedies schon weiß. Was für eine Offenbarung, wenn mich plötzlich in meinem Ringen eine Ahnung davon befällt, wie Gott diese Welt gemeint hat. Plötzlich fällt es mir dann wie Schuppen von den Augen. Wir haben doch längst ein Wort des Herrn, das wir ins Leben zu ziehen versuchen: Wenn wir zum Beispiel dort Widerspruch einlegen, wo Menschen ihrer Würde beraubt werden. Wenn wir nicht verächtlich über die jungen Leute reden, denen die Zukunft der Erde so sehr unter den Nägeln brennt, dass sie zum Störfaktor und Sand im Getriebe des Immer-Weiter werden. Vielleicht sind ja sie die nachkommenden Geschwister des Propheten Samuel. Und haben für uns womöglich auch ein Wort des Herrn.

Erinnern

PFINGSTSONNTAG, 28. MAI

Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, damit wir wissen, was uns von Gott geschenkt ist. (1. Korinther 2,12)

An Pfingsten kommen wir um den Heiligen Geist nicht herum. Das Problem besteht aber darin, dass wir uns zu oft damit zufriedengeben, dass es nur an Pfingsten um den Geist geht, er uns aber sonst in Ruhe lassen möge.

Dabei macht Paulus klar: Grundsätzlich leben wir mitnichten geistlos. Aber es gibt eben nicht nur den einen Geist. Paulus reduziert die Alternativen auf eine einzige. Er unterscheidet den Geist der Welt und den Geist aus Gott. In Wahrheit liegen beide oft nah beieinander und scheinen so ähnlich zu sein, dass sie kaum voneinander zu trennen sind. Paulus liefert darum eine Faustregel: Der Geist aus Gott ist derjenige, der uns erkennen lässt, was wir Gott zu verdanken haben. Und unausgesprochen ließe sich folgern: Der Geist der Welt wäre dann derjenige, der auf meine Möglichkeiten baut.

Die Erfahrung lehrt mich, dass ich nicht umhinkomme, im Leben auf beide Geistvarianten zu setzen. Ich engagiere mich, als hinge alles von meinem Einsatz ab, und vertraue zugleich darauf, dass Gott diese Welt nicht aus der Hand gibt. Wie Gottes Geist sich dadurch auszeichnet, dass er mir geschenkt wird, so ist der Geist der Welt auf meine Eigeninitiative angewiesen. Während Gottes Geist eine Großzügigkeit zu eigen ist, die keine Stellen hinter dem Komma kennt, übt sich der Geist der Welt im Addieren und Vergleichen von Zahlenkolonnen.

Deshalb führt Pfingsten eher ein Mauereblüchendasein – im Kirchenjahr und in unseren Köpfen. Und genau deshalb wird die Zukunft der Religion in unserer Gesellschaft nicht zuletzt davon abhängen, ob wir uns mehr auf den Geist der Pfingsten einlassen. Denn das Wesentliche im Leben widerfährt uns als Geschenk. An diese Weisheit möchte ich erinnern – nicht nur an Pfingsten, sondern gerade dann, wenn anscheinend alles nur noch vom Geist der Welt abzuhängen scheint.

Spüren

TRINITATIS, 4. JUNI

Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich! (Jesaja 6,8)

Gott fragt und Jesaja antwortet. Natürlich mit einem klaren Ja. Kaum ein Menschenleben kommt ohne öffentlich gelebte Beauftragungen aus. Sie gehören zur Grundstruktur von Institutionen. Die Kirche bedient sich ihrer bei Trauung und Konfirmation und bei Amtseinführungen. Und auch Bundeskanzler und Ministerinnen beginnen ihr Amt mit einem öffentlichen Ja, einer Art religiöser Handlung auch dann, wenn das Ja ohne den Zusatz „mit Gottes Hilfe“ daherkommt.

Jesaja vermag Botschaften im Auftrag Gottes nur weitersagen, weil er sich in sein Amt berufen weiß. Dabei ist seinem Ja, das so selbstverständlich und ohne Zögern daherkommt, die Vorgeschichte nicht abzuspüren. Der Tempel ist erfüllt von der Gegenwart Gottes, sodass für Jesaja nichts anderes übrigbleibt, als nichtig zu spüren: „Weh mir, ich vergehe“ (Jesaja 6,5).

Der Berufungsakt ist dann nur der zweite Teil eines Doppelrituals. Zuerst wird mit dem glühenden Stück Kohle die Selbstinfrage-Stellung in die Gewissheit bleibender Bedeutsamkeit bei Gott verwandelt. Das eigene Zögern, das skrupulöse Ringen um die Rechtmäßigkeit des eigenen Tuns verwandelt sich in ein aus Demut gespeistes Bewusstsein der eigenen Würdigkeit, die anstehende Aufgabe zu übernehmen. Manchmal wünsche ich, dass der Seraph mit dem glühenden Stück Kohle am Eingang all jener Orte stünde, an denen Menschen in Gefahr stehen, sich mit ihrem Ja zu übernehmen. Mehr noch, damit sie spüren, dass sie einen Weg vor sich haben, den andere ihnen zumuten wie zutrauen. Dann würde das „Sende mich!“ zu dem Bekenntnis, eine neue Aufgabe mit großem Einsatz, aber auch „mit Gottes Hilfe“ zu übernehmen. An Trinitatis besteht die Gelegenheit, daran zu erinnern, dass Gott sich durch seine „Ent-Faltung“ auf einen Weg der Souveränität durch Verletzlichkeit begeben hat. Vor allem in der Menschwerdung.

Bedenken

1. SONNTAG NACH TRINITATIS,
11. JUNI

Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann nicht Gott lieben, den er nicht sieht. Und dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebt. (1. Johannes 4,20–21)

Wir alle leben in einer Blase, Englisch: *Bubble*, ja meist in mehreren zugleich. Und die eine hat mit der anderen oft nur wenig zu tun. Der Briefschreiber Johannes, dieser uns unbekannt Poet, der das Wort Liebe beinahe inflationär verwendet, legt energisch Widerspruch ein. Ich kann mich nicht in der einen Bubble als fromm in den Vordergrund spielen und meine Liebe zu Gott thematisieren und in der anderen als Menschenverächter die Maske fallen lassen.

Ich las über einen KZ-Schergen, er habe beim Frühstück mit der Familie die Herrnhuter Losungen gelesen, um danach seinem teuflischen Werk nachzugehen – ohne den inneren Widerspruch wahrzunehmen. Gegen so eine falsche Unterscheidung eines frommen Lebensraums von einem, in dem sich mein Alltag abspielt, legt Johannes energisch Widerspruch ein. Meine Sonntagsbubble wird zur Lüge, wenn die Werktagbubble ihr nicht entspricht. Anders ausgedrückt: Meine Liebe zu Gott ist kein Akt, der unabhängig von meinem Verhältnis zu den Mitmenschen auch nur zu denken ist. Indem ich meine Schwestern und Brüder liebe, verwirklicht sich meine Gottesliebe. Die Werktagbubble konstituiert meine Sonntagsbubble. Und erweist sie als wahr. Ober eben auch nicht.

Mein Umgang mit denen, die gemeinsam mit mir diese Erde bewohnen, in der Nähe oder Ferne, ist nichts anderes als ein Glaubensbekenntnis im Lebensvollzug. Deshalb ist der Gottesglaube für mich nicht anders zu denken als in geschwisterlicher Gemeinschaft. ◀



Fotos: Hans-Jürgen Krackher

Das Historische Waisenhaus der Franckeschen Stiftungen wirbt für die Jahresausstellung.

Lange Streitgeschichte

Die Jahresausstellung der Franckeschen Stiftungen beleuchtet ein Menschheitsthema

KATHRIN JÜTTE

Wie zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen sozialen und politischen Kontexten gestritten wurde, dieser Frage widmet sich die Jahresausstellung der Franckeschen Stiftungen in Halle/Saale. Und sie beleuchtet, wie Konflikte in die Öffentlichkeit getragen und verbreitet wurden und werden. *zeitzeichen*-Redakteurin Kathrin Jütte hat bei einem Rundgang Kurioses entdeckt.

Die Vorgeschichte: Es war im Sommer 1721, als der Mathematikprofessor Christian Wolff, scheidender Prorektor der Friedrichs-Universität zu Halle an der Saale, eine akademische Festrede hielt. Gemäß seinem universalen Anspruch hatte sie den Konfuzianismus zum Thema. Doch sein Lob der als atheistisch anerkannten Chinesen rief die pietistischen Theologieprofessoren Halles um August Hermann Francke auf den Plan. Mit großer Mühe konnte zunächst die Verbreitung der Rede unterbunden werden. Doch die Auseinandersetzung

fand Einlass in den Studienbetrieb und eskalierte durch die Verbreitung von Streitschriften, Briefen und Drucken.

Was folgte war ein beispielloser Disput, der 1723 dazu führte, dass Wolff vom preußischen König unter Androhung der Todesstrafe des Landes Brandenburg-Preußen verwiesen wurde. Wer dachte, der Konflikt sei damit aus der Welt, wurde eines Besseren belehrt, denn mit seiner Flucht stieg das öffentliche Interesse. In rund 300 Veröffentlichungen stritten seine Verteidiger und seine Gegner darüber, ob er zu Recht oder zu Unrecht der „Atheisiterie“ beschuldigt worden war.

Heute, 300 Jahre später, nehmen die Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale im Historischen Waisenhaus eine der größten publizistischen Auseinandersetzungen in der Frühen Neuzeit zum Anlass, der streitbaren Auseinandersetzung auf die Spur zu kommen. „Streit. Menschen, Medien, Mechanismen im 18. Jahrhundert und heute“ heißt die Jahresausstellung der Stiftungen, die bis zum 4. Februar 2024 in der Saale-Stadt zu sehen ist. Das komplexe Thema der Grenzen des Sagbaren



vermittelt das interdisziplinäre Hallenser Kuratorenteam in den Zeitebenen des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart sehr eindrucksvoll. Es geht dem Phänomen in verschiedenen sozialen Kontexten nach und beleuchtet in jeweils drei historischen und zeitgeschichtlichen Streiträumen, wie sich die Konfliktsituationen jeweils in der Öffentlichkeit darstellen und verbreiten.

Vom Lästerstein bis Twittertweet

Im Raum der „Streitarena Universität“ empfängt den Besucher die wandgroße Reproduktion eines Kupferstiches aus dem Jahr 1723, die einen Prorektorswechsel im großen Hörsaal im Gebäude der Ratswaage am Markt zeigt. Darauf platziert sind kleine grüne und gelbe Sprechblasen mit Zitaten, die an heutige Twittertweets erinnern. An den Wänden heißt es „pereat Wolff vivat Lange“ (Nieder mit Wolff, es lebe Lange!), „vivat Wolff pereat Lange“ (Nieder mit Lange!). So gerieten die Studierenden zwischen die Fronten; es wurde Buch über Lehrveranstaltungen geführt und „Anstößiges Verhalten“ wie die Teilnahme an Kundgebungen vermerkt: Darauf weist ein Eintrag aus dem Dekanatsbuch der Theologischen Fakultät



Drei besondere Exponate der Frühen Neuzeit stechen ins Auge, Lästersteine, Schandmantel und Schandmaske.



tät zu dem Studenten Jacob Carpov hin, der „bey dem Prorectortatswechsel in der Stadt herum gezogen“ ist. Auch wird dokumentiert, wie August Hermann Francke versuchte, die Theologiestudenten in einer Vorlesung von der Richtigkeit des Geschehens zu überzeugen. Wie sich dieser Streit verschärfte, alle Parteien zunächst zwar stichelten, aber oberflächlich versuchten,

Überraschend ist die Derbheit in theologischen Kreisen.

nicht gegen die kodifizierten Regeln der Universität zu verstoßen, dann aber eine Flut von Veröffentlichungen einsetzte, die Parteien zu immer verzweifelteren Mitteln bis zur persönlichen Anschwärzung griffen, davon erzählt dieser Raum. Erkennbar werden so die vielen Ähnlichkeiten zu

Vor dem Blätterwald der Streitarena Marktplatz: Kuratorin Claudia Weiß erklärt den „Streit der Hosen“.

heute ausgetragenen Kontroversen, und es wird deutlich: Streit gehört als anthropologische Grundkonstante zum menschlichen Dasein. Überraschend ist jedoch die Derbheit, mit der seinerzeit in gelehrten Kreisen formuliert wurde, weit davon entfernt, nur philosophische oder theologische Argumente auszutauschen. Die Ahnung steigt auf, dass die Entwicklung des Streitens in Vergangenheit und Gegenwart kaum einen Unterschied ausmacht.

„Die heute von vielen Menschen vielfach als verroht empfundene Streitwelt hat eine lange Vorgeschichte der Grenzübertretungen, des Schmähens, des Herabsetzens“, erläutert bei einem Rundgang Holger Zaunstöck, einer der Kuratoren der Ausstellung. Deshalb sei es dem Ausstellungsteam ein besonderes Anliegen, „soziale, mediale, sprachlich-rhetorische und körperliche Mechanismen sowie Folgewirkungen“ aufzuzeigen. „Wissenschaftlich zugrunde liegt der Ausstellung das Konzept der ‚Invektivität‘, um historische wie gegenwärtige Streitkulturen zu analysieren“, so Zaunstöck. An der Uni-

Frühen Neuzeit stechen hier ins Auge: Da ist zunächst ein mächtiger, hölzerner, fast tonnenartiger Schandmantel aus dem Jahr 1775. Ringsum bemalt illustriert er die Streitsituationen seiner Zeit mit ihren Exzessen und Handgreiflichkeiten. Des Weiteren ausgestellt sind eine sogenannte Schandmaske in Form einer Teufelsfratze und die sogenannten Lästersteine. Sie legen beeindruckendes Zeugnis ab von den Ehren- und Schandstrafen, die für das Streiten mit Gott, Fluchen, Lästern oder unehrliche Geschäftspraktiken damals verhängt wurden.

Auch wurden auf dem Marktplatz aufsehenerregende Streitfälle mittels Flugschriften oder Druckgrafiken an den Mann oder die Frau gebracht. Das Hauptaugenmerk liegt in diesem Ausstellungsraum auf geschlechts- beziehungsweise genderbezogenen Auseinandersetzungen und ihrer Verbreitung. So berichtet Claudia Weiß von dem „Streit um die Hosen“, einem schon seit dem 14. Jahrhundert vor allem im mitteleuropäischen Raum verbreiteten Erzähl- und Bildmotiv. „Zwei Darstellungsstränge entwickelten sich, entweder stritt ein Ehepaar um die Hose oder mehrere Frauen rangen um sie“, erläutert Historikerin Weiß. Schon immer war es ein Streit um Macht und Entscheidungsgewalt, wie Holzschnitte, Kupferstiche und eine Federzeichnung aus dem 18. und 19. Jahrhundert eindrücklich belegen.



Der „Vogel Selbsterkenntnis“,
Fragment eines historischen
Schlittenkopfes.

Wie fließend die Grenze zwischen Sachkritik, persönlichen Angriffen und Verunglimpfungen verlaufen kann, lässt sich in der „Streitarena der Höfe“ demonstrieren. Das Beispiel von Voltaire und Friedrich II. zeigt, dass sowohl Voltaire als auch Friedrich II. einerseits für eine argumentenbasierte Kultur des Streitens eintraten, sogar eine Schrift dazu verfassten. Sie waren sich jedoch nicht zu schade, das Mittel der Schmähung und der Herabsetzung angriffslustig einzusetzen. Originaldrucke, seltene Grafiken und eine Hörstation vermitteln das imposant. In diesem Zusammenhang steht auch ein kostbares Miniaturporträt von Friedrich II., das diesen im Siebenjährigen Krieg als Feldherrn zeigt.

Multimediale Streitperformance

Und heute? Wo liegen die Grenzen des Sagbaren? Wo endet eine konstruktive Diskussion, wo beginnen Beleidigungen und Herabsetzungen? Die öffentlichen Streiträume haben sich verändert und mit ihnen auch die Streitsituationen, die sozialen und medialen Bedingungen. Den drei historischen Streitarenen hat das Hallenser Kuratorenteam deshalb nun drei zeitgenössische multimediale Arenen gegenübergestellt, welche die Geschichte spiegeln. Zunächst können die Besucher an einer Karaoke-Station selbst ins Streiten kommen und aus filmisch inszenierten Streits von „Polizeiruf“ bis „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“, die Rollen übernehmen.

Prägnante Beispiele aus Kino, Fernsehen und Social Media zeigen in dem „Screen“ genannten Raum, dass die visuelle Streitkultur längst keine Erfindung von heute ist. Auf einer Kinoleinwand mit Filmszenen aus „Spiel mir das Lied vom Tod“ oder „Battle of the Century“ begreift der Betrachter rasch, wie Gesten, Mimiken und Posen die „Tiefenstruktur“ heutiger Darstellungen ausmachen. Dazu gehört auch die Talkshow der 1990er-Jahre, in der sich die deutsche Girlgroup Tic Tac Toe eine Streitperformance liefert und sich vor laufender Kamera trennt. Die Neuzeit steht in diesen Traditionen, Medienstationen vermitteln aktuelle Auseinandersetzungen im Kino-, Video-, Fernsehen- oder Handyformat.

Plötzlich steht der Besucher in einem Fußballstadion. Es öffnet sich als beengter Raum zwischen zwei Fankurven, an

Schmähungen und Herabwürdigungen erzählen die Streitgeschichte.

versität Dresden wurde das Modell entwickelt, das die Dynamiken der Herabsetzung, des Phänomens der Schmähungen, Beleidigungen und Herabwürdigungen in den Fokus rückt. „Das Modell vermag plausibel zu machen, dass sich Streiten in der Regel öffentlich vollzieht und dass der öffentliche Charakter zugleich auf den Streit selbst zurückwirkt“, schreibt Gerd Schwerhoff in seiner Einführung im Ausstellungskatalog.

Streit um die Hosen

Co-Kuratorin Claudia Weiß führt in den nächsten Raum der Ausstellung, die „Streitarena Marktplatz“. Gerade dort kam es beim Handeln und in Gesprächen zu Meinungsverschiedenheiten, die sich in verbalen oder körperlichen Attacken äußerten. Drei besondere Exponate der

Authentische Fanblöcke im Fußballstadion. Karaokestudio für das Publikum (Foto: Falk Wenzel). Der aktuelle Marktplatz von Halle/Saale.



Bauzäunen sind Exponate angebracht. Im Mittelpunkt der Streit der Fans, im Stadion, in Blogs und auf den Social-Media-Fankanälen. Spürbar wird: Die Prozesse des Schmähens und der Grenzüberschreitungen verlaufen nicht nur zwischen den Fans und den Mannschaften, sie richten sich auch gegen Dritte, wie den DFB oder den Finanzchef von RB Leipzig.

Am Ende offenbart sich in der Hallenser Ausstellung eindrucksvoll: Die Streitkultur ist zutiefst menschlich, in Muster und Mechanismen keineswegs neu. Kurator Zaunstöck präzisiert: „Wir wollen ein Bewusstsein dafür schaffen, dass die Streitkultur, die wir pflegen, von uns selbst gemacht ist. Die Regeln sind nicht in Stein gemeißelt oder göttlich, sondern wir Menschen machen sie selbst, in unserer eigenen Gegenwart und Zeit“.

Eindringlich gestaltet hat das Kuratorenteam das komplexe Menschheitsthema Streit auf den Punkt gebracht. Schon am Eingang wird die Quintessenz veranschaulicht. Von einem historischen Paradeschlitten geblieben ist ein kunstvoll geschnitzter menschlicher Kopf, umschlungen von einem gefederten Vogelhals zwickt er sich selbst in die Nase. Es ist der „Vogel Selbsterkenntnis“. ◀



INFORMATIONEN:

Die Franckeschen Stiftungen sind eine von sechzig Institutionen, die sich angesichts von Herausforderungen wie Migration, Klimawandel, Zukunftsangst, Extremismus und Wirtschaftskrisen mit kulturellen Programmen am Themenjahr „Streitkultur und Zusammenhalt“ der Stadt Halle an der Saale beteiligen (siehe auch www.themenjahre-halle.de). Die Ausstellung selbst begleiten ein ansehnlicher Katalog sowie ein umfangreiches Jahresprogramm (www.francke-halle.de/de/ausstellung/streit).





Maria voll der Gnade

Wie das Roma-Mädchen Maria in Rumänien getauft wird und sich dabei ein Leben in einer schwierigen Balance ankündigt.

FOTOS: SASCHA MONTAG · TEXT: ISABEL STETTIN

Die Calderars sind traditionelle Roma mit Riten und starken Familienbanden. Sie sind moderne Nomaden und stark verwurzelt. Ihr jüngstes Familienmitglied Maria wird in eine faszinierende Welt geboren, zwischen Tradition und Wandel.

Zur Taufe der kleinen Maria tragen die Frauen der Kalderasch ihre traditionelle Kleidung.

Iova Calderar entzündet ein Streichholz, pustet es aus, fackelt noch eines ab, wirft das verkohlte Hölzchen in ein Glas mit Wasser. Mit der schwarzen Kohle malt ihre Großmutter ein Kreuz auf Marias Stirn, auf ihre Beinchen, die Arme. Maria verzieht das Gesicht. Das Aschekreuz soll von Maria fernhalten, was böse ist, soll sie schützen vor den Bedrohungen, die auf sie warten.

Maria Calderar ist das jüngste Mitglied einer Familie, die für die Familie lebt. Eine Vertreterin der Kalderasch. Es ist ihr traditionelles Handwerk, das ihnen ihren Namen verlieh. Lange lebten die Calderar, Kesselschmiede, davon, riesige Schnapskessel zu bauen und zu flicken, Töpfe, Schüsseln, Werkzeug, Marmeladentöpfe, Kupferpfannen. Die Vorfahren von Maria lebten in Zelten, zogen von

Dorf zu Dorf in Transsilvanien, ehemals Ungarn, jetzt Rumänien. Die Kalderasch sind die letzten Roma, die sesshaft wurden. Doch das ländliche Rumänien wandelt sich. Von der Landwirtschaft und ihrem traditionellen Handwerk allein kann die Familie längst nicht mehr leben. Die Bauern

Maria ist das jüngste Mitglied einer Familie, die für die Familie lebt.

aus den umliegenden Dörfern wollen die handgemachten Kupfergegenstände nicht mehr kaufen, sie ziehen die industriellen Produkte aus den großen Geschäften vor. Die Kalderasch waren Reisende, immer.

Und sind es noch heute. Um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, gehen sie nach Deutschland, England, Frankreich, um Altmetall zu sammeln, Äpfel zu pflücken, in Recycling-Fabriken Müll zu trennen oder pflegebedürftige deutsche Senioren zu betreuen. Sie schufteten auf Baustellen. Wer sind diese Menschen? Menschen, wie die Familie Calderar.

Es ist ein Tag vor Maria Calderars großem Festtag. An diesem Wochenende wird sie getauft. Als Heidin wird sie zur Kirche gebracht werden, als Kind Gottes zurückkehren, so sagen es ihre Angehörigen. Ein Festtag bei der Familie Calderar bedeutet mehrere Tage Vorbereitung. Die Frauen kneten Teig in Holztrögen, groß wie eine Badewanne, backen Brote im Holzofen und Blechkuchen, einen nach dem anderen. Sie schneiden Berge an Wurst und bereiten frischen Schafskäse zu, butterweich und leicht salzig. Familienmitglieder reisen an, aus Sibiu – Hermannstadt – 60 Kilometer entfernt. Gastfreundschaft, das heißt für die Calderar: üppig beladene Teller, geschnittenes Brot und eingelegte Salzgurken – und darauf einen Schnaps. „Norok!“



Die Familie Calderar mit dem Täufling Maria in den Armen ihrer Mutter Uca.

Marias Großvater Emil Calderar, 37 Jahre alt, trägt einen breiten Schnauzer, das schwarze Haar hängt ihm in die Stirn. Er spannt die Pferde vor die Kutsche, zwei stattliche Tiere, so stark, dass er sie kaum bändigen kann. Mit seinem Sohn, Marias Vater, fährt er durch das Dorf. Er grüßt die Nachbarn am Straßenrand, schnalzt mit der Zunge, um die Pferde anzutreiben. Gleichförmig traben sie über die Straße durch Merghindeal im Kreis Sibiu, in Siebenbürgen. 300 Häuser stehen dort, einige verfallen. Viele Einwohner sind ausgewandert, verstorben. Es gibt einen winzigen Lebensmittelladen, vor dem an Plastiktischen Männer ihr Feierabendbier trinken. Über die Straße durch den Ortskern zuckeln Pferdekutschen beladen mit Heu, dann wieder brettern Lastwagen am Haus der Familie vorbei. Die Kirchenburg im Ortskern stammt aus dem 13. Jahrhundert, eines der Wahrzeichen des Ortes. Es ist der Mittelpunkt von Rumänien, verkündet das Ortsschild. Die Calderar sind eine große Familie. Es dauert lange, die Namen aufzuzählen. Wenn der Familienstammbaum von dem Baby Maria in Richtung Wurzel aufgezeichnet wird, gibt es so viele Verzweigungen, dass sich die Angehörigen selbst darin verlieren. Fest steht aber: Wenn Maria die oberste Spitze der Krone bildet, dann ist ihr Ururgroßvater Nicolae der tiefste Punkt der Wurzel. 90 Jahre trennen die beiden.

Jede Falte eine Geschichte

Nicolae Calderar lebt schräg gegenüber von Maria und ihrer Familie. Er sitzt auf seinem Stock gestützt auf einem Sessel vor seinem Haus, den schwarzen Hut tief ins Gesicht gezogen. Seine Augen sind ein wenig trüb geworden, die Statur hager. Jede Falte erzählt eine Geschichte – und er selbst noch viel mehr, mit einer leicht knarrenden Stimme. Er sei mit den Jahren geschrumpft, sagt er. Als kleiner Junge schlief er im Zelt. Er half seinen Eltern, lernte von seinem Vater, Kessel zu schmieden. Es war eine entbehrensreiche Kindheit mit Arbeit und doch geborgen, bis das kam, was die Roma „Porajmos“ nennen, das „große Verschlingen“, unter anderem in dem eigens eingerichteten „Zigeunerlager“ in Auschwitz. Nicolae Calderar ist einer der letzten Zeitzeugen.



Wie für eine kleine Prinzessin: Im Haus der Calderars mit den bonbonfarbenen Kleidern für Maria.

Je nach wissenschaftlichen Schätzungen wurden in der Zeit des Nationalsozialismus zwischen 30 000 und 500 000 Roma ermordet. Es dauerte mehr als 70 Jahre, bis die Verfolgung der Roma in Rumänien insbesondere während des Zweiten Weltkriegs in die Geschichtsschulbücher aufgenommen wurde. Das erste rumänische Mahnmal, das dem Schicksal der Roma-Opfer des Holocausts gewidmet ist, wurde 2015 im Museum für Roma-Kultur in Bukarest eingeweiht. Nicolae Calderar kennt die Arbeitslager, weiß um all die Verstorbenen und Geschundenen. Er denkt immer wieder an seine Flucht zurück, auch dann, wie er später allein seine Kinder aufzog, nachdem seine Frau früh verstorben war. Nur ein gemeinsames Bild ist ihm geblieben, auf dem

Nicolae Calderar kennt die Arbeitslager, weiß um all die Verstorbenen und Geschundenen.

sie ernst dem Betrachter entgegenblicken. Als er die Nachrichten über den Kriegsausbruch in der Ukraine sah, weinte Nicolae Calderar. Weil er dasselbe erlebt hatte, vertrieben wurde. Weil er entsetzlichen Hunger kennt und Todesangst. Aber wenn er seine Ururenkelin Maria auf dem Schoß hält, ihr

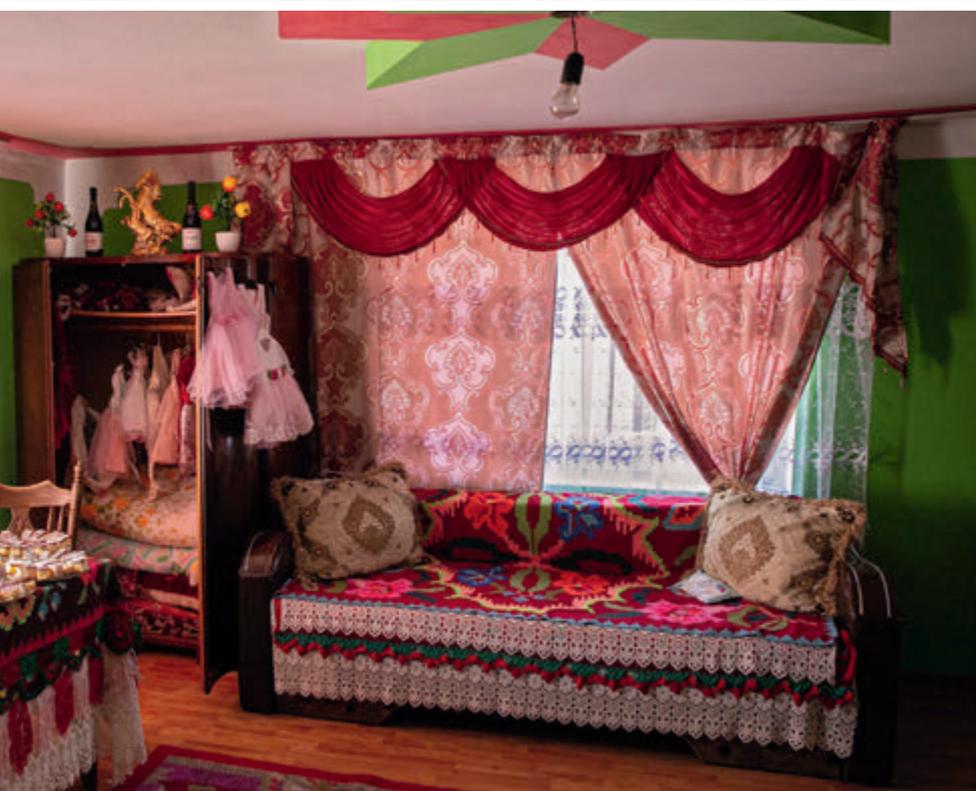


in die Wangen kneift, sie wiegt und an den kleinen Händen hält, blitzen seine Augen vor Freude.

Die Kutsche mit den unbändigen Pferden biegt ab, rollt über grüne Hügel, hält an der Schafwiese. Hunde treiben die Tiere zusammen. Emil Nicolae Calderar, benannt nach seinem Vater und dem Urgroßvater, trägt ein blaues Shirt und ein Cappie. Er ist ein groß geratener Sechzehnjähriger, mit kindlichem Gesicht und Flaum über den Lippen, der sich am liebsten mit seinem



Jungs der Familie Calderar beim Spiel mit einem Handy.



Smartphone beschäftigt. Er ist der Vater von Maria, fängt nun ein Schaf, ein Lamm Gottes zu Ehren des Kindes.

Die Tiere fliehen, schrecken vor ihm zurück. Als er eines zu fassen bekommt, klemmt er es zwischen die Knie, schnürt die Beine des Schafs zusammen. Emil und sein Vater wuchten das Tier gemeinsam auf die Kutsche. Sie fahren vorbei an den Pferdeweiden, auf einer großen Koppel grasen die Tiere. Die Familie verkauft sie auf dem Markt. Doch viel Geld bringt das nicht.

Zwanzig Millionen Menschen leben in Rumänien, eine halbe Million davon sind Roma. Am Straßenrand fallen sie oft auf mit ihren breitrempigen Hüten, viele der Frauen tragen lange, bunt gemusterte Röcke und Kopftücher. Aber ihre Welt ist im Wandel.

Von Armut und Krankheit geprägte Lebensgeschichten sind für viele Roma in Rumänien bittere Realität. Bis heute liegt ihre Lebenserwartung bis zu zehn Jahre unter dem europäischen Durchschnitt – die Folge von fehlender Bildung und unge-

sunden Lebensbedingungen. Es sind viele Vorurteile, denen die Roma begegnen. Das hat dazu geführt, dass sie sich absondern. Dass sie sich absondern, führt dazu, dass die Vorurteile stärker werden.

Dabei kommen sie viel rum, bereisen ganz Europa auf der Suche nach Arbeit. „Wir brauchen kein Navi, wir finden jeden Weg“, sagen die Männer der Familie und tippen sich an den Kopf. „Alles hier abgespeichert!“ Wenn andere in den Urlaub verreisen, machen sie ihre Trips gemeinsam als Familie, um Geld zu verdienen. Uca Calderar, Marias Mutter, zögert nicht lange, wenn sie von ihrer Zukunft spricht. „Ich möchte später auch ins Ausland reisen, um mit den anderen arbeiten zu gehen.“

Geringe Lebenserwartung

Zerbrechlich sieht Uca aus, die zierliche junge Frau, 20 Jahre alt, mit Augen wie Saphiren. Noch ist ihre Maria zu klein, um sie allein zu lassen. Doch immer wieder lassen die Mütter ihre Kinder bei der Familie zuhause, bei den Groß- und Urgroßmüttern, die für sie sorgen. Oft monatelang sind sie getrennt von ihren Söhnen und Töchtern. Nach vier Monaten bringen sie dann bis zu 5 000 Euro zurück. Moderne Nomaden auf einem grenzüberschreitenden Arbeitsmarkt. In den Häusern der Calderasch in Merghindeal ist jedes Zimmer eine gute Stube. Bunte Fliesen, knallgrün und rot gestrichene Wän-



Die Taufe Marias ist Anlass für ein großes Familienfest.

lancierern und Austarieren: Tradition und Moderne, Familienzusammenhalt und Offenheit. An diesem Sonntag, dem Tag des großen Festes, wirken alle Ausgrenzungen fern. Unter die traditionelle Taufgemeinde mischt sich eine Familie aus Sibiu: Die Taufpatin von Maria trägt ein knappes Glitzerkleid und hochhackige Schuhe – bis sie von Großmutter Iova in einen langen Rock gesteckt wird, ein Tuch um ihr blondiertes Haar gebunden bekommt. Einige fahren mit dem Auto zur Kirche, einige laufen. Der Zug, der die kleine Heidin zur Kirche begleitet, nähert sich dem Gotteshaus. Satan, weiche, betet der Priester. Die Taufgemeinschaft dreht sich um, blickt zur geöffneten Kirchentür. Maria schläft im Arm ihrer Patin Iuliana, während der Priester predigt. Als die Kleine später untergetaucht wird, nackt und rosig, brüllt sie wie am Spieß. In der orthodoxen Tradition umfasst die Taufe das dreimalige vollständige Untertauchen oder Eintauchen in ein mit geweihtem Wasser gefülltes Taufbecken. Minutenlang ist die kleine Maria danach kaum zu beruhigen. Sie wird mit geweihtem Öl gesalbt.

Gott anvertraut

Zurück auf den Hof, am Haus der Familie Calderar. Hier ist die Feier ohne die Hauptperson bereits in vollem Gange. Musik läuft, ein Gefiedel, ein Rhythmus. Der ganze Innenhof vibriert im wummernden Takt. Nun gehen die Frauen in der Menge unter, ein Meer aus bunten, schwingenden Röcken, die Männer tragen ihre schwarzen Hüte tief ins Gesicht gezogen. Eine Haarsträhne wurde Maria in der Kirche abgeschnitten, ein Zeichen dafür, dass ihr Schicksal Gott anvertraut wird. An ihrem ersten Geburtstag, so der Brauch, schneiden ihre Familienmitglieder wieder ein Strähnchen ab. Danach wird ihr Haar wachsen bis zu den Oberschenkeln, geflochten zu Zöpfen bis zur Hochzeit. Wie ihre Mutter, wie ihre Großmutter, wie all die Frauen in der Ahnenreihe vor ihr. Vielleicht wird sie sich einmal dagegen auflehnen, vielleicht kommt alles ganz anders, als ihre Familie heute glaubt. Die Calderasch hängen an ihren Traditionen, an ihren starken Familienbanden. Doch sie wissen, dass sich vieles wandelt. ◀

de, goldene Figürchen zieren die Schränke im Wohnzimmer. In den Regalen reihen sich goldene und silberne Becher, verziertes Geschirr. Der Kleiderschrank der kleinen Maria hängt voll mit bonbonrosafarbenen Kleidern, wie für eine kleine Prinzessin. Da stehen winzige pinke Turnschuhe neben glitzernden Ballerinas. An den Bügeln hängt auch traditionelle Kleidung im Mini-Format, steife Spitzenblusen mit Kragen und Seidenkleider mit Rosen.

Vereinbarte Ehe

Der Tag der Taufe ist gekommen. Dröhnende Musik schallt aus den Boxen und bringt den Innenhof zum Beben. An der Zapfanlage schenkt Marias Großvater Emil Bier aus. Während im Haus alle Frauen emsig wischen und putzen, das Geschirr heraustragen, das Buffett richten, blökt draußen das Schaf. Es liegt auf dem Kutschanhänger, müde zucken die zusammengebundenen Beine. Clopotar Victor, ein Onkel von Maria, hat eine Zigarette zwischen den Lippen und ein Messer in der Hand. Er trägt ein blütenweißes Hemd, zwischen die Beine klemmt er das Schaf, bebend vor Angst. Es schäumt, gurgelt, zuckt

Tische biegen sich unter Platten von Fleisch und Wurst, Salat, Käse, Brotlaibe so groß wie das Baby.

Emil und Uca Calderar haben vor ihrer Hochzeit nicht viel miteinander gesprochen. Ihre Ehe haben ihre Eltern miteinander vereinbart, als Emil und Uca noch kleine Kinder waren. Ausgehen, andere treffen, erste Dates gab es nicht. Auch während der Feier zur Taufe sprechen sie nicht viel miteinander. Kein Händchenhalten, keine Küsse. Uca Calderar besuchte die Schule bis sie dreizehn Jahre alt war. In der Familie sagen sie: „Die Schule des Lebens ist es, worauf es ankommt.“ Für Uca Calderar selbst sind die Prinzipien so unumstößlich, dass sie sie nicht in Frage stellt. Wenn man sie fragt, lächelt sie zaghaft, senkt den Blick. Wenn Emil Calderar das Baby Maria im Arm hält, nur für einen Moment, wirkt es wie ein Fremdkörper. Wie er es erlebe, so früh Vater geworden zu sein? Er zuckt mit den Schultern. Für ihn ist das „normal“, kein Grund, sich Gedanken zu machen. Er bleibt im Hof sitzen, am Tisch mit all den anderen Männern, als sich ein kleiner Tross Richtung Kirche bewegt.

Die Familie Calderar weist Diskriminierungen weit von sich. Im Alltag gibt es viele Berührungspunkte mit der Mehrheitsgesellschaft. Unter die Taufgäste mischen sich Freunde, die keine Roma sind: Sie stechen heraus, die Frauen tragen kurze Paillettenkleider, Schuhe mit zentimeterhohen Absätzen, machen Selfies, als sie in lange Röcke der Calderar-Frauen gesteckt werden und Tücher um ihr Haar binden. „Wir haben nur eine Chance, zu überleben, mit unserer Kultur, unserer Eigenständigkeit in Sprache und Brauchtum, wenn wir uns öffnen, Einblick geben in unsere Vorstellung vom Leben“, sagt Emil. Sie wollen nicht geheimnisvoll und mysteriös ihren Alltag leben, abgetrennt von anderen. Es ist ein Ausba-

Das Lamm Gottes soll das Böse fernhalten von Maria, soll sie schützen.

nochmals mit den Hinterbeinen, strampelt. Ein letzter Atemzug. Das Lamm Gottes soll das Böse fernhalten von Maria, soll sie schützen. Durch das Tor strömen immer mehr Besucher, Jungs mit breitrempigen Hüten, kleine Mädchen in Röcken, alle traditionell gekleidet. Das Bier sprudelt mittlerweile aus dem Zapfhahn. Auf dem Grill brutzeln Schweinefleisch und das Schaf. Die

Kulturelle Aneignung?

Keine kulturelle Form ist exklusiver Besitz einer bestimmten Gruppe

ANDREAS DUDERSTEDT

Wer Ausdrucksformen eines Kulturkreises adaptiert, dem er nicht selbst angehört, wird schnell der „kulturellen Aneignung“ bezichtigt.

Erstes Beispiel: Bei einer *Fridays-for-Future*-Demonstration in Hannover sollte die Musikerin Ronja Maltzahn auftreten. Es kam nicht dazu. Sie trug Dreadlocks, Filzlocken. Die *FFF*-Verantwortlichen sagten den Auftritt der Künstlerin ab. Begründung: ihre Frisur. Dreadlocks seien in den USA ein Widerstandssymbol der Bürgerrechtsbewegung schwarzer Menschen geworden. „Wenn eine weiße Person also Dreadlocks trägt, dann handelt es sich um kulturelle Aneignung, da wir als weiße Menschen uns aufgrund unserer Privilegien nicht mit der Geschichte oder dem kollektiven Trauma der Unterdrückung auseinandersetzen müssen“, hieß es. Die Musikerin reagierte betroffen: „Wir hatten uns darauf gefreut ein Zeichen für Frieden und gegen Diskriminierung mit unserer Musik setzen zu dürfen. Schade dass wir aufgrund von äußerlichen Merkmalen davon ausgeschlossen werden.“ Es gehe darum, kultureller Vielfalt eine Bühne zu geben und für Achtsamkeit und Toleranz einzustehen.

Es stimmt: Dreadlocks waren in den USA ein Zeichen der Bürgerrechts- und Black-Power-Bewegung in den 1950er und 1960er-Jahren. Aber verfilztes Haar als Gestaltungselement einer Frisur gab es zu allen Zeiten und in vielen Kulturkreisen und Religionen. Auf Jamaika lebte die arme Bevölkerungsgruppe der Rastafari, die als Bewegung auf Ras Tafari Makonnen zurückging. Er war als Haile Selassie Kaiser von Äthiopien und ging 1936 in Exil, nachdem das faschistische Italien das Land erobert hatte. Die Anhänger Haile Selassies gelobten, ihr Haar natürlich wachsen zu lassen, bis der Kaiser wieder im Amt sei. Als es 1941 so weit war, hatte sich die Bedeutung

der Dreadlocks verselbständigt. Manche Quellen sagen auch, dass die Haartracht der Rastafari auf die Mau-Mau in Kenia zurückgeht, die gegen die Kolonialmacht Großbritannien kämpften. Möglich ist ebenso ein Einfluss indischer Sadhus, hinduistische Asketen, die auf Jamaika lebten.

Schon dieser kurze Abriss zeigt, wie dynamisch kulturelle Entwicklung verläuft. Haben sich die US-Bürgerrechtler die Rastafari-Frisur aus Jamaika angeeignet? Durften sie das, weil sie gleichfalls schwarz und unterdrückt waren? Oder keinesfalls, weil sie in Haile Selassie nicht, wie die Rastafarians in Jamaika, den wiedergekommenen Messias sahen?

Zweites Beispiel: In der SWR-Sendung „Lied zum Sonntag“ spricht ein evangelischer Pfarrer über das Spiritual „Sometimes I feel like a motherless child“. Dieses dürfe man sich „nicht einfach so aneignen“, sagt Wolf-Dieter Steinmann, denn „das Leid von Millionen schwarzer Menschen ist darin aufgehoben, das ihnen Sklaverei und weißer Rassismus zugefügt haben und bis heute antun.“ Deshalb: „Es wäre übergriffig, wenn ich als weißer Europäer eigenen Schmerz unmittelbar in dieses Lied eintragen würde. Es wäre kulturelle Enteignung, eine Form von Rassismus.“

Demnach darf ich – weiß, europäisch – dieses Lied nur mit dem Wissen um seinen Entstehungskontext und dem dafür geschärften Bewusstsein singen oder hören. Lasse ich das außer Acht, verhalte ich mich rassistisch, meint der Pfarrer. Als weißer Europäer dürfe man in dieses Klagegedicht der Afroamerikaner nur einstimmen, „wenn man Rassismus erkennt und überwinden hilft“.

Große Literatur – wie große Kunst überhaupt – kann Menschen aus verschiedenen Zeiten, aus unterschiedlichen Kulturkreisen und in besonderen persönlichen Situationen

ansprechen, berühren, bewegen. Das gilt auch für dieses Spiritual. Wenn ich ihm ein derart enges Rezeptionskorsett anlege, nehme ich ihm viel von seiner Weite und Tiefe. Vielleicht fühle ich mich manchmal wie ein Kind ohne Mutter – muss ich mir dann den Trost dieses Liedes selbst verbieten? Vielleicht treffen die Psalmen des Volkes Israel

genau mich in meinem Schmerz, meiner Freude oder meiner Hoffnung – auch wenn sie vor langer Zeit in einem völlig anderen Zusammenhang entstanden sind.

Seit die Menschheit besteht, geschieht kulturelle Entwicklung durch wechselseitige Einflüsse, Übernahmen, Querverbindungen, Rückflüsse. Das betrifft Kunst, Musik, Literatur, aber auch Mode, Esskultur und vieles andere. Ohne solche meist fruchtbaren Prozesse ist keine Entwicklung denkbar.

Keine kulturelle Form ist ausschließlicher Besitz einer bestimmten ethnischen Gruppe. Nirgends findet sich eine „reine“, von anderen unbeeinflusste Kultur. Der Gedanke ist völlig ahistorisch und erinnert an die unsäglichen Diskussionen um eine „deutsche Leitkultur“. Oder an Schlimmeres.

Nach den identitätspolitischen Prinzipien, die einige so verbissen vertreten, hätte Goethe keinen west-östlichen Diwan schreiben, Mozart keinen türkischen Marsch, Brahms keine ungarischen Tänze komponieren, Picasso sich nicht von afrikanischer Kunst inspirieren lassen dürfen. Es gibt keine „kulturelle Aneignung“. ◀



Foto: privat

Seit Bestehen der Menschheit geschieht kulturelle Entwicklung durch wechselseitige Einflüsse.

Andreas Duderstedt (67), Journalist, studierte Germanistik, Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Geschichte.

Faszinierend

Ulrike Bockhorn aus Abtenau zu den Interviews mit Ahmad Milad Karimi und Jörg Lauster (zz 2/2023):

Es war faszinierend zu lesen, dass im Grunde das Interview von Professor Milad Karimi auf das Interview mit Professor Jörg Lauster antwortet. Vielleicht sollte man sich einmal zusammensetzen? Man sitzt ja beinahe im gleichen Boot, wenn auch an verschiedenen Rudern. Ulrike Bockhorn

Über zweierlei Frieden

Dr. Torsten Oettinger, Psychiater und Psychotherapeut aus Paderborn, zum Thema Frieden (zz 2/2023):

Soweit ich es überblicke, bezieht sich die gegenwärtige Diskussion, wie wir Christen Frieden schaffen sollen, häufig allein auf das Erreichen eines irdischen Friedens. Im Neuen Testament wird aber zwischen irdischem und dem himmlischen Frieden unterschieden. Jesus: Meinen Frieden gebe ich euch, nicht den Frieden, wie ihn euch die Welt gibt – Johannes 14,27). Der irdische Frieden ist hier nicht identisch mit dem himmlischen Frieden (wenn auch eng verbunden). Jesus selbst verhält sich „irdisch“ auch unterschiedlich. Einerseits ruft er zum friedlichen Miteinander auf, andererseits treibt er mit dem Knüttel die Händler aus dem Tempel oder er sagt von sich, „Ich bin das Schwert“. Es ist ein alter Fehler in Diskussionen, wenn relative, irdische Werte (wie irdischer Frieden oder irdische Wahrheit

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.
leserbriefe@zeitzeichen.net

oder irdische Gerechtigkeit) verabsolutiert werden. Es gibt dann nur richtig oder falsch, pro oder kontra, obwohl keine der beiden Seiten absolut recht hat. Es entstehen gegensätzliche Ideologien: Pazifismus gegen Militarismus, Moralismus gegen Libertinismus, Kommunismus gegen Kapitalismus, die sich gegenseitig bekämpfen, aber auch bedingen, und die beste Perspektive (Gott) ausblenden oder gar zerstören.

So scheint sich auch manche Diskussion darüber im Kreise zu drehen. Auch wenn in der Regel die Argumente für den (irdischen) Frieden stärker sind als die für Gewalt, so gibt es doch immer Ausnahmen von der Regel – konkret heißt das, dass in bestimmten Situationen militärisches Eingreifen langfristig sinnvoller sein kann als kurzfristiger Frieden. Ob diese jeweiligen Ausnahmen zutreffen oder nicht, kann nur von Situation zu Situation entschieden werden, und das kann sich schnell in die eine oder andere Richtung ändern. Wohl dem, der dann nichts Irdisches, so auch nicht den irdischen Frieden, zu seinem Gott macht.

Torsten Oettinger

Falsche Brille

Martin Germer, Pfarrer i. R. aus Berlin, zu Susanne Schröter „Europas Zusammenhalt ist gefährdet“ (zz 2/2023):

Von wegen „mundtot“! Susanne Schröters Behauptung, in Deutschland sei es Akteuren des politischen Islam „weitgehend gelungen“, „islamuskritische Stimmen aus dem öffentlichen Diskurs zu eliminieren“, ist absurd. Plakativ-polemische Positionen wie die ihre finden in den Talkshows der Republik ebenso gern Gehör und Verbreitung wie in der Zeit und bei *zeitzeichen*, beim *epd* und der *KNA*.

Wie problematisch das ist, zeigt dieser Artikel. Schröter konstruiert einen Gegensatz zwischen den für sie offenbar allein akzeptablen „eher weltlich orientierten Menschen muslimischer Herkunft“ und Muslimen auf der anderen Seite, die „in ihren Gemeinschaften versuchen, ... eine eigene normative

Ordnung zu praktizieren, die sich an fundamentalistischen religiösen Überzeugungen sowie an antidemokratischen und menschenrechtsfeindlichen Traditionen ausrichtet.“ Mit dieser Art der Darstellung negiert sie die vielen, die in ihren Moscheegemeinden oder in Projekten wie etwa der Deutschen Islam-Akademie ihre Religion praktizieren, öffentlich erkennbar, gern auch aus Überzeugung mit Kopftuch, auf unterschiedliche Weise hermeneutisch reflektiert in der Koran-Auslegung und zugleich vielleicht traditionsbewahrend in der Ritualpraxis – und dabei als muslimische Bürgerinnen und Bürger dieses Landes dialogoffen, klar im Eintreten für Demokratie, Menschenrechte und Gewaltfreiheit und aus ihrem Glauben heraus gesellschaftlich engagiert. Da gibt es vieles, was die von Ahmad Milad Karimi im selben Heft angemahnte offene Wahrnehmung und Unterstützung durch Mehrheitsgesellschaft und Staat verdient hätte. Solche Muslime und Musliminnen müssen jedoch immer wieder erleben, wie ihnen von Susanne Schröter und anderen selbsternannten Experten das Etikett Islamismus aufgeklebt wird, weil man vielleicht auch mit diesem oder jenem mal Kontakt hatte oder zu einem Verband gehört, der ... Aufgrund solcher pauschalen Verdächtigungen stoßen sie auf bürokratische Schwierigkeiten, die anderen Religionsgemeinschaften nicht begegnen, Staatsanwälte veranlassen womöglich Polizeirazzien, die sich später als völlig unbegründet erweisen, und die liberale Öffentlichkeit schaut weg. Oder sie findet das sogar heimlich okay, weil sie mit öffentlich sichtbarer und in manchem fremder Religion nicht zurechtkommt. Dabei sind es solche Moscheegemeinden und solche Muslime, die mit oft sehr geringen Mitteln, aber viel Engagement tatsächlich weit mehr zur Integration von alteingesessenen und neu ins Land kommenden Muslimen und zum gesellschaftlichen Miteinander beitragen, als die oft herausgestellten säkularen oder „liberalen“ Muslime es tun könnten. Hierüber können allerdings Islamwissenschaftlerinnen und Integrationsforscher weitaus differenzierter Auskunft geben als diejenigen, die alles Muslimische von vornherein und nur durch die Brille der Islamismusbekämpfung betrachten. Martin Germer

Am Lagerfeuer

Perfekte Spiellaune im Dialog



Nils Wülker,
Arne Jansen:
CLOSER.
Warner Music,
CD 505 419 741
13 35, 2023.

Die Mixtur Trompete-Gitarre hat etwas Urvertrautes, auch wenn sich die Balance im Vergleich zum Trompete-Orgel-Duo im europäischen Barock im Ohr erst einmal neu justieren muss. So oder so entsteht sofort eine Vorstellung, die beide Instrumente schnell per Du sein lässt – da der melodiose Lichtstreif, dort die rhythmisch-akkordische Landschaft, der Raum, den der andere strahlend beflügelt. So, aber längst nicht nur so, begegnen sich Nils Wülker (Trompete, Flügelhorn) und Arne Jansen (Electric & Acoustic Gitarren). Dabei hält es der eine ganz mit seinem herrlich langen Taucher-Atem, auf dem er wie ein Adler durch die Lüfte zieht, der andere neben seiner rhythmischen Präzision und exzellenten Fingerfertigkeit bei fortwährend schwebelichter Harmonie-Phantasie zusätzlich mit ausgefeilten Effekten per Harmonizer, Delays, Loops et cetera, sodass ihre bei Bach und Purcell noch zugewiesenen Rollen miteinander wundersam zu wechseln scheinen und man sich wünscht, solcherlei Dialogführung möge die Welt bestimmen.

Closer heißt das Album der beiden Jazzer, die sich ein gefühltes halbes Leben kennen und jetzt noch einmal näher rücken – zueinander im Spiel, miteinander ans Ohr. Dabei weiß das bei den ersten Stücken erst einmal gar nicht, ob es noch näher ran oder doch lieber ein Stück weg will vor ungläubigem Staunen. Gleich mit dem Auftaktstück „Hurt“, ursprünglich von Trent Reznor (Nine Inch Nails), später von Johnny Cash gecovered, stellt Arne Jansen einen durch Distortion, Reverbs und Delays cool wie Schritte auf weites freies Land gesetzten, dabei immer filigraner werdenden Sound vor, der intensiver kaum sein könnte und offenbart, welche Freiheit jede neue Coverversion haben und auch ohne Text diesen verdichten kann. Abgesehen von Ry X. weich federndem „Ya Ya Ya“ und Paul G.

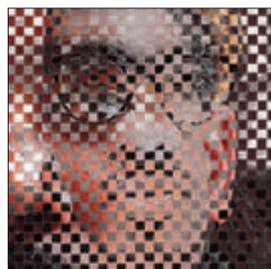
Buchanans blaustündigem „Let’s go out tonight“ am Ende des Albums finden sich ansonsten lauter feine, exzellent ausbalancierte Eigenkompositionen, die beiden Musikern allen Raum geben, ihr Können und ihre Spiellaune im Dialog unter Beweis zu stellen. Besonders sind das funkig-frische „Deep Dive“ von Nils Wülker, in dem es zu herrlichen Wechseln der Soli kommt – wunderbar luftig Nils Wülker, Santana-like Arne Jansen –, und „He Who Counts The Stars“ von Arne Jansen, in dem dieser sein Gespür für nuancenreich weiträumigen Sound noch einmal potenziert und eine Stimmung zelebriert, die dem Titel alle Ehre macht.

Und dann ist da noch „Beyond The Bavarian Sky“ – so pur, so frei und träumerisch weit –, zwei Männer und zwei Instrumente unplugged: Flügelhorn und Akustikgitarre. Diese Lagerfeuer-Konstellation präsentieren beide auch mit „It Won’t Be Long“ ungemein duftig. Aber „Beyond The Bavarian Sky“ ist noch ein Sternfunkeln mehr: Im Titel eine Hommage an „Beyond The Missouri Sky“ von Charlie Haden und Pat Metheny und ein Credo auf die Vollkommenheit zu zweit.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Spatz & Schwalbe

James Brandon Lewis Trio: *Eye of I*



James Brandon
Lewis Trio:
Eye of I.
Anti-Records/
Indigo, 2023.

Wer von Rockmustern immer noch nur schwer lassen kann, fängt am besten von hinten an: Den elften Track „Fear Not“ haben sie mit den Messthetics arrangiert und eingespielt, einer Experimentalband um zwei Fugazi-Hardcorler; am Moog-Synthese ist Shahzad Ismaily aus New Yorks Downtown-Szene dabei. Erst sanft Gitarre, Saxophon und Bassanhang, dann das Schlagzeug-Signal: Das Sax wird fett, Gitarren und Bass schwer. Acht Minuten Schreiten, das nicht vom Fleck zu kommen

scheint und dennoch mit etlichen Soli und mitreißender Dynamik einen riesigen Satz macht, was gut auch auf eine Mogwai-Platte passte. Leader James Brandon Lewis beschreibt den Ansatz auf *Eye of I* so: „Die Energie zu fassen kriegen und Interaktion – uns geht es als Trio um Vorstellungen von Raum und Erneuerung, indem wir eine Melodie als Herzstück nehmen, als Köder, dem wir nachjagen. Dann ist es ein ausgelassenes Tanzen zwischen dem, was wir bereits kennen, und dem Unbekannten. Genauso machen das ja die Messthetics.“

Nach zwei gefeierten Alben mit elaboriertem Konzept baut Lewis hier auf die erkundende Kraft im Zusammenspiel des „Power Trios“, wie er sie nennt. Neben ihm am Tenorsaxophon sind das Chris Hoffmann am Cello, das er mal zupft wie einen Bass oder streicht und mit Effektgeräten frisiert, und Max Jaffe an den Drums. Drei alarmistische Kurz-Stücke zwischen Free und HipHop-Explosionen, jeweils unter einer Minute, wie „Foreground“ gleich zu Beginn geben dem Album gleichsam den konzentrierten Takt, vor dem sich dann die Melodie-Explorationen wie Landschaften entfalten. Etwa der Song „Someday We’ll All Be Free“ von Soulsänger Donny Hathaway oder die funkelnde Eigenkomposition „Even The Sparrow“ zu Psalm 84: „Wie lieb sind mir deine Wohnungen! Auch der Spatz hat ein Zuhause gefunden, und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen – deine Altäre, HERR Zebaoth.“ Lewis ist Pfarrerssohn, der seine Gospelprägung virtuos und inspiriert zu beackern weiß.

In beiden Tracks ist der Kornettist Kirk Knuffke dabei – umwerfend, wie er und Lewis einander steigern. Und immer sind es ja eigentlich Miniaturen: Erkunden von Melodien, mal lyrisch, mal druckvoll entfesselt. So tun sich Räume auf, die nicht bloß für Spatz und Schwalbe ein Zuhause sind. Herausragend ist auch das gewollt unakademische „The Blues Still Blossoms“, das den Blues-Spirit ohne Schemata erkennen zu lassen als tiefes Gefühl von Erleichterung zu spüren gibt. Ein Album intensiver Erlebnisse zwischen Kraftwerk und Meditation, spirituell, emotional und ästhetisch. Dass sich Legenden wie Marc Ribot oder der mit Lob geizende Sonny Rollins bei James Brandon Lewis schlicht überschlagen, macht *Eye of I* nachvollziehbar. Und das hymnische „Fear Not“ am Ende öffnet auch noch dem letzten Jazz-Schmock die Tür.

UDO FEIST

Alters-Grandezza

Ein langes Leben



Adriana Altaras:
Besser allein als in schlechter Gesellschaft.
Argon Verlag,
Berlin 2023,
380 Minuten.

Adriana Altaras hat schon mehrfach bewiesen, wie charmant und lebensnah sie von ihrer bemerkenswerten jüdischen Familie zu erzählen versteht, die ursprünglich in Zagreb zu Hause war. Ihr letztes Buch ist während des Lockdowns entstanden und ihrer italienischen Tante gewidmet, der sie innig verbunden ist, seit sie als kleines Mädchen ein paar Jahre bei ihr gelebt hat.

Beide sind sie nun isoliert, die 99-jährige Tante in einem Pflegeheim in Mantua, Adriana Altaras in Berlin. So ist die Erzählung zweistimmig angelegt: Immer abwechselnd kommen Tante und Nichte mit ihren Überlegungen und Erinnerungen zu Wort.

Wunderbar gelingt es der Autorin, sich in die alte Dame hineinzudenken, die sich eingesperrt fühlt in einem Totenhaus, schlecht sieht und hört und innerlich doch quicklebendig ist, so viel zu denken und zu erinnern hat: Ein langes Leben zieht an ihr vorbei, das sie zu genießen verstand als begeisterte Schwimmerin und Köchin, große Hundeliebhaberin, reiselustig, mit einem Faible für teure Kosmetik und Antiquitäten. Und doch gequält vom Trauma der Shoah, der Vertreibung, des Lagers ... Immer wieder misstrauisch, ob die Faschisten nicht doch noch da sind. Das ist stark erzählt und wird im Hörbuch von Angela Winkler mit feiner Wärme und Ruhe vergegenwärtigt. Dazwischen dann die Autorin selbst: temperamentvoll, mit sympathischer Selbstironie, aber auch Neigung zur Selbstdramatisierung – etwas redundant, was ihren eigenen Kummer angeht, nachdem sich ihr Mann von ihr getrennt hat. Da wäre weniger wohl mehr gewesen, aber der Lockdown dauerte ja auch lang. Das Zuhören macht allemal Vergnügen, macht auch Mut für's Altern – und bringt jüdisches Leben nah, das so ganz normal ist und nach der Shoah eben doch nie so ganz ...

ANGELIKA OBERT

Problemanzeige

Über den Klassenkampf von oben



Francis Seeck:
Zugang verwehrt.
Keine Chance in der Klassengesellschaft: Wie Klassismus soziale Ungleichheit fördert. Atrium Verlag, Zürich 2022, 128 Seiten, Euro 9,-.

Klassenkampf? Klar, gibt es ständig in deutschen Grundschulen. Wenn wohlhabende Eltern mit akademischer Ausbildung ihr Kind entgegen der Empfehlungen der Lehrer:innen an ein Gymnasium anmelden. Denn da gehöre es schließlich hin. Problemviertel? Grunewald in Berlin, zum Beispiel, wo die Bewohner:innen isoliert in ihren Villen wohnen, Reichtum anhäufen und so zum Problem der sozialen Ungleichheit beitragen. Es sind solche Perspektivwechsel, die zu den besonderen Momenten im Buch von Francis Seeck zählen. Besonders, weil sie die Relativität der gesellschaftlichen Einordnungen in Milieus, Klassen oder Schichten und der ihnen zugeschriebenen Eigenschaften auf den Punkt deutlich machen. Besonders aber auch, weil solche humorvollen Momente in „Zugang verwehrt“ seltenheitswert haben.

Schließlich gibt es nicht viel zu lachen, wenn man den Klassismus in Deutschland beschreiben will. Und selber erlebt hat, wie die Autorin als Kind einer alleinerziehenden, erwerbslosen Mutter. Am Wochenende hatte sie mit ihrer Mutter in einer Pizzeria einen schönen Abend verbracht, am Montag wurde sie von einer Erzieherin gefragt, wie sie sich das denn als Sozialhilfeempfängerinnen leisten könnten. Diese Form der Diskriminierung, die sich durch das ganze Leben der Betroffenen ziehe, hat einen Namen: Klassismus.

Francis Seeck ist promovierte Kulturanthropologin und Antidiskriminierungstrainer:in, Post-Doc an der Humboldt-Universität zu Berlin und war 2020 Mitherausgeberin eines Sammelbandes zum Thema. *Zugang verwehrt* solle kein

soziologisches Fachbuch sein, schreibt sie, sondern zeigen, „was Klassismus ist, wie er unsere Gesellschaft prägt und soziale Ungleichheit fördert, damit wir uns dem entgegenstellen können.“ Also ein Buch für alle, die eine kurze Einführung ins Thema mit vielen Beispielen ebenso schätzen wie eine kämpferische Grundhaltung.

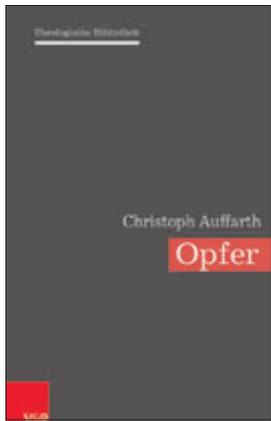
Zu den gesellschaftlichen Bereichen, die Seeck unter klassistischer Fragestellung betrachtet, gehören erwartbare (deshalb nicht weniger wichtig) wie Bildung, Wohnquartiere, Gesundheit und Erwerbsarbeit. Aber sie spricht auch ein zunächst überraschendes Thema an, nämlich Klassismus in der DDR. Die vermeintlich klassenlose Gesellschaft war nämlich keine, was die Autorin unter anderem mit dem „Assi-Paragrafen“ 249 Strafgesetzbuch belegt. „Arbeits scheue“ konnten danach bis zu zwei Jahre inhaftiert werden. Wer nicht einer geregelten, bevorzugt industriellen Arbeit nachgehen wollte, war verdächtig. Doch auch der Aufstieg der Arbeiter:innenkinder war nur zu Beginn der DDR tatsächlich Programm, seit den 1960er-Jahren habe die neue sozialistische Intelligenz ihren Kindern Bildungsprivilegien gesichert und den Zugang für andere zugeschüttet.

Spannend auch das Kapitel über den Kulturbetrieb, wo das Thema Klassismus als Stoff gerade im Trend liegt. Allerdings, so Seeck, werde dabei häufig das Stereotyp des weißen Arbeiters im Unterhemd mit Bierdose, Alkoholproblemen und Hang zur Gewalt bedient. Dies ist umso absurder, als prekäre Lebensverhältnisse aufgrund der oft schlechten Arbeitsbedingungen in der Branche keine Ausnahme sind. Oder doch? Denn wer kann sich solche Jobs eigentlich leisten? Viele Kulturarbeiter:innen stammen aus privilegierten Vermögensverhältnissen. „Genauso bedeutend oder gar bedeutender als das Einkommen ist das Erbe.“ Könnte stimmen, aber eine Quelle für diese steile These liefert Seeck leider nicht. Und das ist eine wiederkehrende Schwäche des Buches. Zwar ist das Literaturverzeichnis umfassend und enthält viele Studien. Aber hier und da hätte man sich doch etwas mehr Zahlen, Daten und Fakten gewünscht, auch wenn der Text kein soziologisches Fachbuch sein will. Doch für all diejenigen, die sich sensibilieren lassen möchten für ein Thema, das noch immer viel zu wenig Aufmerksamkeit bekommt, ist der schnell zu lesende, schlanke Band wärmstens zu empfehlen.

STEPHAN KOSCH

Immer aktuell

Opfer in der Geschichte



Christoph Auffarth:
Opfer.
Vandenhoeck
& Ruprecht,
Göttingen 2023,
251 Seiten,
Euro 39,-.

Christoph Auffarth legt in seiner Studie eine scharfe Kulturkritik an der Moderne vor, indem er versucht, eine europäische Religionsgeschichte durch die Untersuchung des Opfers von der Antike bis hin zu den metaphorischen Verwendungen des Wortes zu konstituieren. In diesen zahlreichen Metaphern seien allerdings der religiöse Anspruch und Sinn des Opfers verlorengegangen, bis hin zu den aktuellen Selbstmord-Attentätern, die im Ritual „undenkbar, als religiöser Akt pervers“ seien, auch wenn sie „im Selbstverständnis und als Fremdzuschreibung“ von den Akteuren mit Religion in Verbindung gebracht werden. Er stellt mithin auch die Frage, ob die Redeweise von Opfern in der Moderne nicht den Handlungen, in denen von Verkehrsopfern, Kriegsopfern bis hin zu den Opfern der Klimakatastrophe gesprochen wird, durch die Qualifizierung als religiös ein „Sinn“ unterschoben werden soll.

Schließlich enthält seine Studie auch einen Abriss und eine Erörterung der in der Religionswissenschaft vorgelegten Theorien des Opfers von William Robertson Smith, James George Frazer, Émile Durkheim, Marcel Mauss und Sigmund Freud bis hin zu René Girard und Walter Burkert und besonders auch des heute meist unbekannteren Julius Wellhausen, die in den verschiedenen Formen des Opfers in der Religionsgeschichte einen sozialen und psychischen Sinn für die Konstituierung der menschlichen Gesellschaft aufzuweisen versuchten.

Die Opfer der antiken Religionen werden in Kapitel vier und die des alten Israels in Kapitel fünf dargestellt, das Ende des Opferrituals im frühen Christentum in

Kapitel sechs und schließlich die christliche Vorstellung der Lebensführung als Opfer in Kapitel sieben sowie die moderne Metaphorik des „Opfers fürs Vaterland“ im Krieg in Kapitel acht erörtert. Der Leser erhält einen Eindruck von den verschiedenen in der europäischen Religionsgeschichte zu beobachtenden Praktiken und Theorien des Opfers.

Im Zentrum der kultischen Handlungen der antiken Religionen stand das Opfer, häufig von Tieren, aber auch vegetabile. Diese wurden bereits von den Propheten der Hebräischen Bibel kritisiert und verworfen. Jesaja zum Beispiel schreibt: „Satt habe ich die Brandopfer ... Eure Hände sind voll Blut ... reinigt euch. Tut hinweg eure bösen Taten ... lernt Gutes zu tun! Trachtet nach Recht, weist in die Schranken die Gewalttätigen“ (ebenso auch andere Propheten, und in den Zehn Geboten steht nichts von Opfern). Jedoch kam diese Form der Verehrung Gottes erst mit der Zerstörung des Tempels ans Ende. Das Christentum hat Opfer von seinem Beginn an abgewiesen, aber die Opferbegrifflichkeit in seine Sprache übernommen, vielleicht um sich der altreligiösen Umwelt, die die Christen und ihren Kultus als gottlos, *atheoi*, bezeichneten, verständlich zu machen. Doch blieb diese Übernahme der Begrifflichkeit für seine Theologie nicht folgenlos, wie Auffarth in Kapitel sieben aufzeigt. Nach seinen Überlegungen haben die Kirchen erst nach der Proklamation der Menschenrechte 1948 – eine „Form säkularer Religion“ – versucht, „anschlussfähig zu werden“, „als sie ihr autoritäres Gottesbild aufgaben“. „Der Deutsche Evangelische Kirchentag und das Zweite Vatikanische Konzil waren Foren, auf denen die Vergangenheit der autoritären Herrschaft transformiert wurde in eine Gegenwart, die sich auch der Zukunft und Gottes Gegenwart verantwortlich zeigte“, schreibt Auffarth in seinem Schlußabsatz und hebt das Prinzip der Verantwortung hervor. Dies sei „heute so aktuell wie nie zuvor“.

Sein Vorschlag, „das Opfer als Geschenk“ zu verstehen, das den „Aspekt des Verzichtes oder der Gewalt“ verliere, ist problematisch, da jedes Geschenk Macht und Herrschaftsinteressen manifestiert und eine Ablösung von Opfervorstellungen nicht gelingt, wie er bei den als Geschenke interpretierten Gaben der Entwicklungshilfe selber hervorhebt. Bleibt zu hoffen, dass dieses Buch die Theorien und Diskussionen zum Opfer neu beleben wird.

HARTMUT ZINSER

Heiliges Theater

Neues Handbuch



Dietmar Coors:
**Spielend
Gottesdienst
feiern.**
J. S. Klotz
Verlagshaus,
Neulingen 2022,
236 Seiten,
Euro 19,90.

Jeder Gottesdienst ist ein Verkündigungsspiel – das immer wieder aktuelle Drama der Begegnung Gottes mit uns Menschen. Und der allsonntägliche Gottesdienst hat alles, was zum Spiel dazu gehört: einen gut gestalteten Raum, professionelle Musik, einen Chor und ein bis zwei Akteurinnen, Liturgen und Predigerinnen, am besten im gottesdienstlichen Talar.

Dietmar Coors hat mit dieser Prämisse sein Handbuch verfasst, *Spielend Gottesdienst feiern*, und andere Akteure mit einbezogen. Vier Jahrzehnte Erfahrung mit Gottesdienst als heiligem Theater stecken in diesem Handbuch. Begegnungen und Auseinandersetzung mit anderen, die sich um lebendige Verkündigung mit Theaterspielen gekümmert haben wie Walter J. Hollenweger. Eine Promotion des Autors zu „Theater als Gottesdienst“ liegt seinem Verkündigungstheater zu Grunde.

Wem ist das Handbuch zur dramaturgischen Gestaltung von Gottesdiensten zu empfehlen? Denen, die Verantwortung für Gottesdienste haben. Die wollen, dass Gottesdienste zu spüren sind, um dem Heiligen, letztendlich dem menschgewordenen Gott, zu begegnen, die Segen erfahren, in einen lebendigen Dialog kommen mit der Botschaft der Bibel in den Herausforderungen und Chancen der Zeit. Gottesdienste nicht zum Konsumieren, mehr als Belehrung und Erbauung. Existentiell relevante Gottesdienste, persönlich und politisch.

Gottesdienste getragen von einem Team engagierter Mitwirkender als Mitspieler beim Verkündigungstheater, beim Beten, beim Singen. Gottesdienste, die im

Assistierter Suizid

Kristina Kühnbaum-Schmidt: *Streitsache Assistierter Suizid*. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2022, 128 Seiten, Euro 19,-.

„Perspektiven christlichen Handelns“ heißt der Untertitel dieses Bandes, den die Landesbischöfin der Nordkirche, Kristina Kühnbaum-Schmidt, herausgegeben hat. Vier Vorträge, einer digital gehaltenen Reihe zum Thema, laden nun zum Nachlesen ein. Michael Germann, Dietrich Korsch, Annette Noller und Ulrich H. J. Körtner zeigen diese Perspektiven auf und fördern ein differenziertes Verständnis, „was christliches Handeln im Horizont der Liebe des dreieinigen Gottes bedeutet“. Kontrovers, ökumenisch und europäisch.

Neuaufgabe

Reinhard Mawick (Hg): *Ein Feste Burg*. Verlag Faber & Faber, Leipzig 2023, 136 Seiten, Euro 39,95.

In einer bibliophilen Neuaufgabe sind die von *zeitzeichen*-Chefredakteur Reinhard Mawick herausgegebenen 36 Lieder Martin Luthers im Leipziger Faber & Faber Verlag erschienen. Die renommierte Kirchenhistorikerin Inge Mager beschreibt in ihrem ausgezeichneten Vorwort die Bedeutung Luthers als Kirchenlieddichter sowie die Entstehungsgeschichte der Lieder. Sie ordnet sie zudem interpretatorisch ein. Die kunstvoll gestalteten Tuschezeichnungen, die den hübschen Band illustrieren, stammen vom Grafiker Egbert Herfurth.

Geschichte der Sklaverei

Clint Smith: *Was wir uns erzählen*. Siedler Verlag, München 2022, 424 Seiten, Euro 26,-.

Für den 1988 in New Orleans geborenen Autor Clint Smith ist sein aufsehenerregendes Sachbuch ein Debüt. Er begibt sich auf eine Reise zu neun Orten, an denen die Geschichte der Sklaverei in Amerika weiterlebt. Es entsteht so, atmosphärisch dicht, in der Verschmelzung von Gegenwart und Vergangenheit, ein Bild, das zeigt, wie stark die Sklaverei das Dasein von Menschen in den USA bis heute prägt. Wie zum Beispiel die Whitney Plantation in Smiths Heimatstaat Louisiana. Sie steht exemplarisch für viele Plantagen, die jahrzehntelang Orte der Folter und Ausbeutung waren. Gespräche an diesen Orten und Beobachtungen sowie das Federal Writers Project bilden die Grundlage seiner Recherchen. Informativ, kenntnisreich und lebendig geschrieben.

doppelten Sinn unterhalten, unterhaltsam Halt geben.

Das Handbuch liefert ausgearbeitete Stücke zu verschiedenen Zeiten und Anlässen des Kirchenjahrs. Von Advent und Weihnachten über Passionszeit und Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten bis zu Erntedank, Reformation und dem Ende des Kirchenjahrs mit Volkstrauertag und Totensonntag. Zur Adventszeit gehören auch Stücke zum Nikolaus und zum Ende des Kirchenjahrs solche zu St. Martin. Es gibt Stücke für Kinder und für Konfirmanden. Die meisten sind für die ganze Gemeinde gedacht, auch Stücke für Puppentheater. Coors bettet seine Stücke in das dörfliche Leben ein, formuliert manches burschikos und scheut in Luthers Spuren nicht vor derben Aussprüchen zurück. Volksnah eben, aber nie platt. Erfahrungsgesättigte Anleitungen liefert er für das Sprechen und Agieren der Schauspielerinnen und Schauspieler, für die Bühne in besonderer Berücksichtigung des Kirchenraums mit seinen besonderen Chancen für Sehen und Hören, für das Erstellen von Bühnenbild, Requisiten und Kostümen.

Die Inszenierung und Aufführung kann sehr aufwendig sein, dazu haben sich in einigen Kirchen geistliche Spielgruppen gebildet. Das vorliegende Handbuch will aber auch zeigen, wie normale Gemeinden mit kleinen Mitteln ihren Gottesdienst so gestalten können, dass ein geistliches Drama daraus werden kann.

Dem Handbuch zur dramaturgischen Gestaltung von Gottesdiensten ist zu wünschen, dass es genutzt wird. Dazu ist es nötig, dass sich drei/vier an Verkündigungstheater Interessierte in einer Gemeinde zusammentun und bedenken, zu welcher der geprägten Kirchenjahreszeiten sie Bedarf sehen. Sich die dafür vorgesehenen Stücke anschauen. Sie sich für die eigene Gemeindesituation aneignen. Andere suchen, die sich mit auf den Weg begeben wollen. Die Kompetenten finden für die Regie, für den Aufbau, für die Musik, für die Beleuchtung. Und anfangen und ausprobieren. Den Autor zur Beratung anfragen oder sich mit dem Verkündigungstheater erfahrene andere Personen nennen lassen. Sich anregen lassen. Das Buch ist eine Steilvorlage für alle, die Lust und Mut haben, sich auf „theatrale Gottesdienste“ einzulassen, und die die Chancen des Verkündigungsspiels wahrnehmen wollen.

HANS-MARTIN STEFFE

Aufklärung 2.0

Für die Geisteswissenschaften



Markus Gabriel (u. a.): *Auf dem Weg zu einer Neuen Aufklärung*. Transcript Verlag, Bielefeld 2022, 86 Seiten, Euro 18,-.

Das Buch erschien zuerst in englischer Sprache unter dem Titel *Towards a New Enlightenment* (The Case for Future-Oriented Humanities). Das Autorenteam besteht aus Fellows von „The New Institute“ in Hamburg, das sich zum Ziel gesetzt hat, Ideen zusammenzutragen, um Lösungsvorschläge für die drängendsten Probleme der Gegenwart zu erarbeiten. Zu diesen Problemen zählt zweifellos der Klimawandel, aber auch die Bedrohung der „Lebenswelt“ durch die als System von höchst unterschiedlichen Systemen verstehbare Gesellschaft.

Die Perspektive und das Potenzial der Geisteswissenschaften (englisch: „Humanities“), so die Autorinnen und Autoren, sind unabdingbar, wenn wir die Krisen der globalen Weltgesellschaft Erfolg versprechend angehen wollen. Von der Theologie und den Religionswissenschaften und ihrem gemeinsamen Gegenstand, der Religion, ist an verschiedenen Stellen die Rede. Dies ist nicht nur dem Umstand geschuldet, dass Theologie und Religionswissenschaften ohne Zweifel zu den Geisteswissenschaften zählen, sondern deutet auch an, dass im Erbe der Religion offenbar auch Problemlösungspotenzial enthalten ist – etwa orientierungskräftige Werte. Die religiösen Werte können sich dabei aber nicht auf Offenbarung(en) berufen, sondern müssen auf anderen Wegen ihre Evidenz und Leistungsfähigkeit erweisen.

Der Bonner Philosoph Markus Gabriel setzt dabei auf seine entwickelte Theorie des „moralischen Realismus“. Ihr zufolge sind moralische Tatsachen „objektiv“, es gibt also deontische Notwendigkeiten und moralische Fakten. Ein solches moralisches

Faktum wäre etwa, dass niemand ein Recht hat, einen Säugling zu quälen.

Vielleicht liegt aber die von der französischen Philosophin Corine Pelluchon betonte „Vulnerabilität“ (Verletzlichkeit) aller Menschen und Kreaturen in der Reichweite einer universalen anthropologischen Einsicht, ohne dass jeder, der diese Einsicht teilt, daraus die identischen ethischen Konsequenzen ziehen müsste.

Wenn bereits im Titel des Buches für eine „Neue Aufklärung“ geworben wird, dann folgt daraus eine Kritik der früheren, der „alten“ Aufklärung. Hier knüpfen die Autorinnen und Autoren an die klassische Aufklärungskritik von Adorno/Horkheimer an, wenn sie betonen, dass die alte Aufklärung einen „falschen Universalismus“ verfochten und zu einseitig auf instrumentelle Vernunft und quantitative Maßstäbe gesetzt habe. Anders als Adorno/Horkheimer halten sie aber am Projekt der Aufklärung selbst fest, wollen sie weder verabschieden noch gar statt ihrer eine „Gegenaufklärung“ propagieren. Vielmehr müsse die „Neue Aufklärung“ die Fehler der Vergangenheit vermeiden. Statt des „falschen Universalismus“ müsse daher ein „Dialog der Kulturen“ auf Augenhöhe stattfinden. Die instrumentelle Vernunft, die Menschen und Natur als bloße „Mittel“ und nicht als „Zwecke“ an und in sich selbst betrachte, müsse ferner durch eine ökologisch sensible Vernunft ersetzt werden. Und die ausschließlich oder vorrangig quantitative Betrachtung der Welt müsse schließlich in einen qualitativen Zugang eingebettet werden. Es komme also darauf an, „den Schwerpunkt auf qualitatives statt quantitatives Wachstum zu legen“. Denn bereits Aristoteles habe die Idee der Lebensqualität als Grundlage der Ökonomie angesehen.

Es ist ein schmales, aber gehaltvolles und mutiges Büchlein, das hier vorliegt. Seine These, in einem Satz zusammengefasst, lautet: Wer die Geisteswissenschaften auf dem Weg zu einer „Aufklärung 2.0“ neu justiert, der widerspricht dem „Dogma des Neoliberalismus“ und leistet zugleich einen verantwortungsethischen Beitrag zur Rettung der natürlichen Umwelt und zur Gestaltung einer menschlicheren Zukunft. Man könnte auch noch kürzer sagen: „Fridays for Future“ sollte Teil des Projekts „Every Day for a New Enlightenment“ sein.

EBERHARD PAUSCH

Eine Verirrung

Kirche und NS-Zeit in Berlin



Manfred Gailus: **Im Bann des Nationalsozialismus.** Herder Verlag, Freiburg 2023, 320 Seiten, Euro 30,-.

Im *Bann des Nationalsozialismus* ist der Titel des neu erschienenen Buches von Manfred Gailus. Wie in den anderen Forschungen und Publikationen des Autors fokussiert auch diese Zusammenstellung auf den Großstadtprotestantismus. Diese Einschränkung des Forschungsgegenstandes wird legitimiert durch die besondere Bedeutung Berlins als „Zentrum des deutschen Kirchenkampfes“.

Der Autor gibt einen biografischen Blick auf seinen Motivationshintergrund für die dreißigjährige Beschäftigung mit diesem Thema frei, ein in dem Fach immer noch selten anzutreffender Schritt, der bei Lesern Sympathie und Interesse wecken kann. Der Familienhintergrund ist die Erinnerungsgemeinschaft an die ostpreussische Heimat, den Krieg, die Flucht, an den Neuanfang und das Verschweigen. Gailus beschreibt die Aufarbeitung dieses Komplexes als Aufgabe einer Generation, die selbst noch in eine stark kirchlich geprägte Epoche hineingeboren wurde. Und er beschreibt das Verhältnis von Protestantismus und Nationalsozialismus, sowohl in den Auseinandersetzungen als auch in der Aufarbeitung, als eine Geschichte des durchgehenden Versagens von Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft.

Methodisch leitet sich daraus die Frage ab, wann die historische Aufarbeitung einer traumatischen Erfahrung einsetzen kann. Die Antwort des Autors ist ebenfalls biografisch und im Rückblick gleichzeitig zeithistorisch: Mitte der 1980er-Jahre oder eine Generation später.

Die Kernfrage aber ist, „Wer war überhaupt ‚der Protestantismus‘ der Hitlerzeit?“

Keine Verbote mehr

Johanna Klug: **Mehr vom Leben.** Kösel Verlag, München 2022, 160 Seiten, Euro 18,-.

Johanna Klug, keine dreißig Jahre alt, ist ausgebildete Sterbe- und Trauerbegleiterin. Warum sich ihr Leben um Sterben und Tod dreht, davon berichtet sie mit anderen. Davon, was passiert, wenn ein Mensch keine Nahrung mehr zu sich nehmen kann, warum passive Bewegung guttut und wie man mit allen Sinnen kommuniziert. Und sie berichtet darüber, wie ihr Umgang mit Sterbenden sie näher an das Leben gebracht hat, wie sie lernt, sich auf das Wichtige im Leben zu konzentrieren. Ein ebenso tröstendes wie mutiges Buch.

Kurz und kompakt

Jörg Lauster: **Das Christentum.** Verlag C. H. Beck, München 2022, 128 Seiten, Euro 9,95.

Die in Kurzform gehaltene Darstellung des Christentums, die der Münchener Theologieprofessor Jörg Lauster auf knapp 120 Seiten formuliert hat, besticht durch die Klarheit und Stringenz. Lauster beginnt mit der Geschichte Jesu Christi, erläutert Lebensformen des Christentums wie Innerlichkeit, die Institution und die Riten als wesentlicher Bestandteil christlicher Lebensformen und die kulturelle Ausprägung wie Kirchbau, Musik, Malerei, Literatur. Er widmet sich den Erzählungen der Bibel, indem er über die Motive des Christentums berichtet und den Blick in die Ökumene weitet. Und doch: „Das Christentum kann seinen Ausblick auf die Kraft des Jenseits nicht mit einer Stimme verkünden ... zu unterschiedlich sind die kulturellen und mentalen Verwurzelungen ...“.

Bedrohungspotenziale

Annika Krahn/Recha Allgaier-Honal: **Jung, rassistisch, identitär.** Dittrich Verlag, Weilerswist-Metternich 2022, 222 Seiten, Euro 20,-.

Das Buch möchte eine „Orientierungshilfe“ sein und die selbst ernannte Bewegung (*der Identitären – die Red.*) historisch und politisch einordnen sowie Möglichkeiten der Enttarnung aufzeigen. Das gelingt den beiden Autorinnen, die eine promovierte evangelische Theologin, die andere promovierte Judaistin. Sie beleuchten Identität und Menschenbild und zeigen auf, wie die Bewegung in anderen europäischen Ländern strukturiert ist. Ein sehr informatives Buch, das sich aufgrund der aktuellen Bezüge gut für den Einsatz im Schul- und Konfirmandenunterricht eignet.

Dazu schaut der Autor in die Zeit vor 1933. Von den etwa 4,25 Millionen Einwohnern Berlins waren 1933 noch siebzig Prozent Mitglieder der evangelischen Kirche, 15 Prozent weniger als zur Kaiserzeit. Von diesen drei Millionen Protestanten hatten die meisten keine kirchliche Bindung. Gailus geht von „zwei- bis dreihunderttausend Personen“ aus, die sich zu „ihrer“ Kirche hielten, und dies zahlenmäßig mehrheitlich in einem bürgerlich-kleinbürgerlichen Milieu, also bereits weit entfernt von einer „Volkskirche“.

Überall dort, wo kirchlicher Einfluss bestand, wurden dem braunen Geist schon vor 1933 die Tore geöffnet. Der Kirchenkampf war kein Kampf gegen das Regime, sondern eine innerkirchliche Auseinandersetzung um Freiheiten der Kirche oder „Gleichschaltung“ in einem totalitären Staat.

Eine Stärke des Buches ist, dass nicht nur die Akteure mit einem NSDAP-Parteiabzeichen materialreich geschildert werden, sondern auch Personen der innerprotestantischen Opposition. Ausführlich werden die feindlichen Auseinandersetzungen zwischen den Kirchenparteien und Personen gezeigt. Einen besonders großen Raum widmet das Buch der Opfergruppe Christen mit jüdischem Familienhintergrund.

„Eine bisweilen enthusiastische geistlich-religiöse Kriegsbegleitung reichte über die Deutschen Christen und die kirchliche Mitte bis in die Reihen der Bekennenden Kirche hinein“, diagnostiziert der Autor seine empirischen Befunde. Das Schlusskapitel ist der Nachkriegszeit gewidmet und darin vor allem der prägenden Gestalt von Otto Dibelius. Dieser verfolgte mit den Worten des Autors „einen zentristischen Kurs“. Eine Entnazifizierung fand unter diesen Bedingungen nicht statt, die Praxis verlief „zögerlich, widerwillig, stets diskret abgeschirmt“.

Die zeitgeschichtliche Entwicklung nach 1945 reagiert auf andere Dynamiken als vor 1945 mit Einfluss auf die Aufarbeitung der schwerwiegenden Verstrickungen der Kirche in das NS-Regime. Es bietet sich, sachlich betrachtet, ein durchaus anderes Bild, als es in dem genannten Kapitel dargestellt wird, wenn die kirchliche Praxis in Bezug auf die Friedensfrage, Apartheid und Rassismus, soziale Teilhabe, „Stadt-sanierung“, Jugendkultur und Migration in die Betrachtung eingeschlossen wird. Ost und West der Kirchenregion haben im urbanen Großraum zu unterschied-

lichen Antworten gefunden, aber diese wurden implizit wie explizit diskursiv in Beziehung zu der nachwirkenden Epoche des Nationalsozialismus gesetzt. Manfred Gailus kehrt am Ende seines Buches zum Ausgangspunkt zurück, seinem Interesse an einer historisch-wissenschaftlichen Aufarbeitung als Generationenaufgabe. Bis dahin ist diesbezüglich sicher zu wenig geschehen, aber seitdem doch eine ganze Menge – und mehr, als es in dem Schlusskapitel den Eindruck macht.

Das Buch ist flüssig geschrieben und bringt vor allem einschlägige und anschauliche Beispiele aus dem Forschungsarsenal des Autors. Schwächen hat das Buch vor allem in den Ausführungen zur Nachkriegs-epoche, die aber auch nicht im eigentlichen Forschungsfokus steht. Als moralische Instanz und mit der Mahnung, bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung der NS-Zeit nicht nachzulassen, nimmt Manfred Gailus in seinem Buch und den zugrundeliegenden veröffentlichten Forschungen, seinem Lebenswerk, eine beispielgebend verantwortliche Haltung für diese Generation ein.

WOLFGANG G. KROGEL

Harte Debatte

Holocaust gegen Kolonialismus



Natan Sznajder:
Fluchtpunkte der Erinnerung.
Carl Hanser Verlag,
München,
256 Seiten,
Euro 24,-.

Bis Mitte März 2020 war in Deutschland die Welt der Kultur noch in Ordnung – so hatte es wenigstens den Anschein.“ Mit diesem schönen, ordentlich Spannung aufbauenden Satz beginnt das anspruchsvolle und vielfach gelobte Buch von Natan Sznajder *Fluchtpunkte der Erinnerung*. Der hoch angesehene israelische Soziologe, in Deutschland geboren, packt darin beherzt

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Dr. Uta André
Dezernentin für Theologie, Mission und Ökumene der Nordkirche, Kiel

Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin

Andreas Duderstedt
Journalist, Lemgo

Dr. Saskia Eisenhardt
Leiterin reli:labor der Kieler
Forschungswerkstatt an der Universität Kiel

Udo Feist
Autor, Dortmund

Dr. Horst Gorski
Vizepräsident des EKD-Kirchenamtes und
Leiter des Amtes der VELKD, Hannover

Dr. Kristin Jahn
Generalsekretärin des Deutschen
Evangelischen Kirchentages, Fulda

Dr. Wolfgang G. Krogel
Landeskirchenarchivdirektor, Berlin

Timo Lechner
Journalist, Iphofen-Nenzenheim

Dr. Carsten Linnemann
CDU-Politiker, Mitglied des Bundestages,
Berlin

Dr. Andreas Mayert
Referent für Wirtschafts- und Sozialpolitik
am SI der EKD, Hannover

Sascha Montag
Fotojournalist, Lehnin

Angelika Obert
Pfarrerin i. R., Berlin

Dr. Eberhard Pausch
Pfarrer und Studienleiter für Religion
und Politik an der Evangelischen Akademie
Frankfurt am Main

Dr. Uta Pohl-Patalong
Professorin für Praktische Theologie
an der Universität Kiel

Dr. Traugott Schächtele
Prälat i. R. für Nordbaden, Schwetzingen

Hans-Martin Steffe
Kirchenrat i. R., Linkenheim

Isabel Stettin
Journalistin, Weinstadt

Linda Teuteberg
FDP-Politikerin, Mitglied des Bundestages,
Berlin

Dr. Roger Töpelmann
Pfarrer i. R., Berlin

Sarah Vecera
Theologin und Religionspädagogin,
Koordinatorin Global Education,
Schwerpunkt „Rassismus und Kirche“
bei der VEM, Wuppertal

Friedhelm Wachs
Autor und Unternehmer, Leipzig

Dr. Gerhard Wegner
Pastor i. R., Copenbrügge

Dr. Ruben Zimmermann
Professor für Neues Testament an
der Universität Mainz

Dr. Hartmut Zinser
Professor em. für Religionswissenschaft,
Berlin

zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/72 52-230
zeitzeichen@zenit-presse.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Leipzig
Michael Weinrich, Bochum
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart
Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 94,60 (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 8,40.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



eine der schwierigsten öffentlichen Diskussionen in Deutschland, ja in der westlichen Welt an: „Ist es der Holocaust, oder sind es die kolonialistischen Verbrechen, die den Archetypus für die größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte darstellen?“

Diese scheinbar nur rein akademische Frage wird schnell hoch politisch und diskursiv gnadenlos, wenn man ihre naheliegenden Weiterungen betrachtet, also etwa: Werden ob des starken Holocaust-Gedenkens die Verbrechen der Kolonialzeit verdeckt? War die Kolonialzeit die Ursünde des Westens und die Shoah nur eine Art Weiterung dieses riesigen Verbrechens in Europa selbst? Sind die Millionen (schwarzen) Opfer des europäischen Kolonialismus den (weißen) Europäern egal oder jedenfalls unwichtiger als die Millionen (weißer) Ermordeter der Shoah? Ist Israel ein Projekt europäischer (weißer) Kolonialisten auf Kosten nicht-weißer Nicht-Europäer? Ja, ist Israel also de facto ein rassistischer Apartheid-Staat?

In den westlichen Staaten, vor allem in Frankreich, aber auch in afrikanischen und nahöstlichen Ländern sind diese Fragen nicht nur in akademischen Kreisen zum Teil seit Jahrzehnten von großer Dringlichkeit, wie Sznajder eindrucksvoll zeigt. In Deutschland zündete diese Debatte aber erst richtig mit dem Eklat um den 2020 als Eröffnungsdredner des Kulturfestivals Ruhrtriennale vorgesehenen kamerunischen postkolonialistischen Theoretiker Achille Mbembe. Zwar wurde die Ruhrtriennale aufgrund der Covid-Pandemie abgesagt, aber nachhaltig blieben der Protest gegen und die Debatte um Mbembe. Ihm wurden, kurzgefasst, Antisemitismus, Israelfeindschaft und Relativierung des Holocaust zugunsten der Erinnerung an den Kolonialismus vorgeworfen – ganz im Sinne der oben aufgeworfenen Fragen.

Es gehört zu den großen Stärken Sznaiders in seinen „Fluchtpunkten“, dass er die Debatte um Antisemitismus und Kolonialismus sehr gelehrt, sensibel und diskursivhistorisch genau aufschlüsselt, und zwar auch in dem, was nicht gesagt, aber vielfach eben doch gemeint oder unterstellt wird. Verständlich wird dabei auch, warum diese Debatten so leicht emotional zünden: Es geht um grundsätzliche Prägungen und Weltanschauungen. „Für viele europäische und westliche Denker ist der Holocaust das größte Verbrechen in der europäischen Erinnerung. Außerhalb Europas jedoch

und gerade dort (wie zum Beispiel in der arabischen Welt und Afrika), wo die Folgen des Kolonialismus wirtschaftlich und politisch am heftigsten zu spüren sind, stehen die Erinnerungen an kolonialistische Verbrechen im Zentrum“, so Sznajder. „Kann es sein, dass das ‚eigene‘ Leid nicht verallgemeinert werden kann? Und wenn diese beiden so genannten ‚Narrative‘ aufeinandertreffen, dann konkurrieren sie nicht nur miteinander, sondern sind oft auch in einer Weise konnotiert, dass jegliche Form des Vergleichs die eigene Erfahrung herunterspielt.“

Sznajder stellt mehr Fragen, als dass er Antworten liefert. Er zeichnet eine jahrzehntelange Debatte nach und versucht, gedankliche Brücken zu bauen, sodass beides gemeinsam, nicht sich gegenseitig ausschließend, gedacht und gewürdigt werden kann: die Verbrechen der Shoah und des Kolonialismus. Wer Gleiches unternehmen will, wird an Sznaiders Werk nicht vorbeikommen.

PHILIPP GESSLER

Realistisch

Der Auftrag der Soldaten



Sönke Neitzel:
Deutsche Krieger.
Ullstein
Buchverlage,
Berlin 2022,
690 Seiten,
Euro 19,99.

Der Evangelische Militärbischof Bernhard Felmburg versicherte in seinem Bericht zur EKD-Synode 2022, in der Militärseelsorge stünden im „Alarmierungsfall“ zwölf Militärggeistliche parat, die Truppenverlegungen an die NATO-Ostflanke kurzfristig begleiten können. Was er nicht schrieb: Die Seelsorgenden nehmen schon lange Teil an Einsätzen deutscher Kampfverbände. Sie begleiten Soldaten nach lebensbedrohlichen Situationen. Der

Historiker Sönke Neitzel hat nun in seiner epochalen Studie Soldaten als das beschrieben, was sie auch sind: Krieger. Der Bestseller von 2021 ist mit einer Einleitung zur sicherheitspolitischen Zeitenwende jetzt neu publiziert. Neu ist die Herangehensweise des an der Universität Potsdam lehrenden Autors: Er verfolgt den Auftrag der Soldaten – heute auch Soldatinnen – als Kämpfer, die im Kriegsfall auch töten müssen.

Das Selbstbild der deutschen Armee im Kaiserreich ist das einer Schule der Nation, die zu Kaisertreue, Vaterlandsliebe, Gottesfurcht, Gehorsam und Pflichttreue erzog – immer als Gegner der Sozialdemokratie. Als unter den Soldaten die Sympathie für die SPD stieg, setzte man gar Militärpfarrer ein, um die Streitmacht vor Veränderungen zu schützen. Im Bewusstsein einer Friedensarmee blieben Töten und der Tod ein Abstraktum. Das änderte sich schlagartig mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs: Sturmtruppen erzeugten einen enormen Mythos, der einen Oberst 1916 an seine Frau schreiben ließ: „Jedenfalls hat der Herrgott unserm Volk so gute Soldaten beschert, wie’s wohl noch nie gegeben hat.“ Doch ließ er auch die Realität sprechen: „Sie wissen doch alle, daß ein Korps nach dem anderen erst hier verbluten muß wie eine Zitrone in der Presse, bis es wieder abreisen darf.“ Die Wehrmacht im Nationalsozialismus erfährt im Urteil von Neitzel eine „Selbstgleichschaltung“. Allerdings bildet sich hier schon eine Mentalität aus, die nicht mehr „Treue“ als höchste Soldatentugend sieht, sondern „kämpferische[n]

Mut“. Dass der Autor in den Kapitelüberschriften mit dem Begriff „Die Wehrmacht im Dritten Reich“ operiert, der heute wegen der Selbstbezeichnung im Nationalsozialismus kritisch gesehen wird, darf hier als Unschärfe gesehen werden.

Das Kapitel „Die Bundeswehr der Bonner Republik“ zeigt dann, die Armee war besser aufgestellt, als sie das heute ist. Mit der „Inneren Führung“ wurde neues Terrain beschritten. Die „Himmelroder Denkschrift“ – in einem katholischen Kloster in der Eifel entstanden – befasste sich mit der Legitimation einer Wiederbewaffnung im Kalten Krieg, dem Ethos wie der Motivation der Truppe. Der Staatsbürger in Uniform war auch hier vom Krieg her gedacht. Generalinspekteur Adolf Heusinger erklärte: „Wer lernen muss, Gewalt anzuwenden bis zum Töten, übt keinen Beruf wie jeder andere aus.“ Der international geachtete Wissenschaftler widmet sich auch kurz der Nationalen Volksarmee der DDR: Traditionsbelastet durch die Nazis sah diese sich nie. Der Bundeswehr in der Berliner Republik (1990 – heute) haben sich dann sehr bald neue Aufgaben gestellt, so im Kosovo, ein „Meilenstein in der Geschichte der Bundeswehr“, so Neitzel.

Schon bald nach dem 11. September 2001 startete die deutsche Beteiligung am Einsatz in Afghanistan. Es sah so aus, als könne das Land tatsächlich von den Taliban befreit werden. Die Deutschen sicherten den Norden des Landes in Kunduz. Doch aus der Mission Wiederaufbau wurde nur wenig. Der Theologe Gottfried Küenzlen (Bundeswehr-Universität München) sprach vom „Kämpfer in postheroischer Zeit“. Neitzel ist ein Meister wissenschaftlicher Belege: Fast zweitausend Anmerkungen finden sich im Anhang. Schade bleibt: Auf die Rolle der Militärseelsorge beider Konfessionen ist kaum eingegangen. Bei der viel zitierten Zeitenwende zweifelt Neitzel: Es sei fraglich, ob es gelinge die Bundeswehr „kriegsbereit“ zu machen. Die von Kanzler Olaf Scholz versprochenen einhundert Milliarden Euro für Rüstungsbeschaffung seien nur ein erster Schritt. *Deutsche Krieger* ist ein Beleg der archaischen Herkunft des Soldatenberufs, eine Raison d’être, die in friedenspolitischen Kirchengremien hoffentlich noch debattiert werden wird. Unter den Militärgeschichten der Neuzeit wird *Deutsche Krieger* einen ersten Platz erhalten.

ROGER TÖPELMANN

Überdosis Glaube

Ringen um Verstehen



Matt Rowland Hill:
Erbsünde.
Verlag Kein & Aber, Zürich/
Berlin 2023,
352 Seiten,
Euro 25,-.

Der Ausbruch aus evangelikalem Herkommen und eine Karriere als Junkie sind keineswegs die Regel, im Leben von Matt Rowland Hill indes von frappierender Schlüssigkeit. In dem bis heute währenden Versuch, ohne Heroin zu leben, stieß er irgendwann selbst darauf, doch sucht der 1984 in Südwaales als ältestes Kind eines Baptistenpastors Geborene in seinem Lebensbericht *Erbsünde* (Original Sins) nicht nach Schuldigen. Er will bloß verstehen.

Als Kind habe er nur zwei Arten von Menschen gekannt: Erlöste und Unerlöste, Höllenfutter. Klar, dass er unbedingt „richtig“ glauben wollte. Als Jugendlicher lässt er sich taufen, verliert den Glauben, unter dem er leidet, aber rasch – wegen intellektueller Zweifel und auch, weil die Wirklichkeit das rigide Schwarzweißweltbild Lügen straft. Nichts ist gut bei den Erlösten. Die Eltern zanken erbittert, wenn auch mit Bibelzitat. Den Bruch erlebt er zwar als traumatisch und sieht ihn doch als Erlösung.

Nach einem Internatsstipendium beginnt er ein Literaturstudium und hält sich für frei: „Schuldbewusstsein, Scham, Selbstekel – all das konnte ich streichen.“ Er glaubt, sein Leben in der Hand zu haben, auch den gelegentlichen Heroinkonsum. Doch hat hier der Wirt die Rechnung ohne sein Virus gemacht. Hill schleppt eine Last mit sich herum. Das Gefühl von Schmerzfreiheit, schreibt er, erlebte er das erste Mal auf Heroin. Dieser Reiz ist so groß, dass er doch süchtig wird, stets begierig auf den nächsten Schuss. Einen ersten Entzug macht er notgedrungen nach einer suizidalen Überdosis, in der

Bestellservice

für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag

8–16.30 Uhr

Freitag

8–14.30 Uhr

Servicetelefon

0521/9440-145

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Geschlossenen. Aber er fällt immer wieder zurück, auch während der Arbeit an seinem „memoir“, so der englische Untertitel. Und das ist schon allein wegen der literarischen Kraft weit mehr als ein authentisches Aussteigerbuch.

Hill erzählt mitreißend, aber nicht reißerisch, larmoyant schon gar nicht. Sein Ton bleibt auch im Schweren leicht, und er trifft – im Schildern der Ereignisse, darunter auch Skurriles, ebenso wie in den reflexiven Partien, so etwa in einer frühen „Bilanz seines Lebens“: „Ich war ein Einzelgänger, der sich selbst nicht ausstehen konnte. Ich sehnte mich nach Freiheit, hielt aber keine Ungewissheit aus. Das Leben erschien mir als ein einziger großer Witz, und ich nahm es ungeheuer ernst. Ich dürstete nach Liebe, und sie stieß mich ab. Das einzige Mittel zur Befreiung aus diesen Paradoxien, das ich je kennengelernt hatte, war Heroin. Bahn frei für das nächste Paradox: Ich mochte Drogen so sehr, dass ich sie nie wieder nehmen durfte.“

Eine existentielle Klemme, deren Analyse besticht, ihm aber immer deutlicher zeigt, dass er mit der evangelikalen Prägung, die nun mal auf seiner Festplatte ist, ebenso leben muss wie damit, ein Süchtiger zu sein. Es gibt günstigere Voraussetzungen, eine Wahl hat er nicht. Der Ausgang bleibt offen. Geschrieben ist *Erbsünde* ohne Zeigefinger, weder will er warnen noch verurteilen. Beide extremen Milieus sind gut nachvollziehbar geschildert, für dort Fremde gleichsam zugänglich, und auch, dass in beiden ein Leben möglich ist, nur dass dies jede Freiheit erdrückt: die fundamentalistische Eindeutigkeit und deren Erlösung genauso wie die Jagd nach dem umwerfenden Kick. Hill ist einer Spiegelung aufgesessen, was psychologisch nur schlüssig ist. Doch von derlei Terminologie hält er Abstand.

Es ist ein lebhaft und immens gut erzähltes Buch, sehr intim, aber dennoch nie peinlich. Und ein bisschen weise ist das beeindruckende Ringen um Verstehen auch: Er macht niemandem Vorwürfe – den Eltern nicht und nicht mal Gott, obwohl er dem gegenüber in der Pein des Zweifels nicht weniger eloquent höhnt als Hiob oder Goethes Prometheus. Doch er klagt nicht an, niemanden. Er will leben, frei und mit allen Graubereichen, die das bedeutet. Sehr gern läsen wir ein weiteres Buch von ihm, Erzählungen etwa oder einen Roman.

UDO FEIST

Unser Fluss ... Unser Himmel

Vor zwanzig Jahren begann der Irak-Krieg, dessen Nachwirkungen bis heute spürbar sind. Die Regisseurin dieses Spielfilms kommt selbst aus dem Irak und zeigt ihn aus der Sicht der Betroffenen. Damit erinnert sie an Details, die im Westen nicht mehr genug in Erinnerung sind. Ihr Film spielt im Dezember 2006. Es kommt in Bagdad zu unaufhörlichen Gewalttaten und Anschlägen, und alles bricht auseinander. Mitten in diesem Chaos versucht eine Autorin, nicht nur sich und ihr Kind durchzubringen. Sie übersetzt auch für ihre Nachbarn die Schreiben an die Amerikaner. Das ist einer der Versuche, die Hoffnung und das Leben aufrechtzuerhalten.



117 Minuten, ab dem 11. Mai
Regie: Maysoun Pachachi

All the beauty and the bloodshed

Die Opioid-Krise in den USA seit 1999 ist tödlicher als alle Waffen zusammen genommen. Hunderttausende sind an einer Überdosis gestorben, weil sie durch Schmerzmittel süchtig wurden, vor allem durch Oxycontin, hinter dem die Familie Sackler steht. Die Milliardäre haben immer wieder versucht, sich durch Mäzenatentum sauber zu waschen, auch beim Jüdischen Museum in Berlin. Diese Dokumentation begleitet die weltberühmte Fotografin Nan Gordin in ihrem Kampf gegen die Sacklers. Es ist eine erschütternde Anklage gegen eine unmenschliche Gewinnorientierung. Der Film erhielt den Goldenen Löwen in Venedig und ist evangelischer Film des Monats.



113 Minuten, ab dem 25. Mai
Regie: Laura Poitras

Fisch im Fell

Die Jugendgruppe einer evangelischen Gemeinde macht sich auf eine Reise in den Harz, weil sie dort einen Schatz vermutet. Auf der Fahrt wachsen die Jugendlichen, als Individuen und als Gemeinschaft. Das klingt vielleicht nicht überraschend, aber der Film an sich ist sehr überraschend. Denn er entstand als Initiative der Jugendarbeit in der evangelischen Landeskirche Braunschweig, wurde mit sehr viel Eigeninitiative und mit sehr wenig Geld gedreht, und er hat zwei Stars des deutschen Kinos als Pfarrer dabei: Dieter Hallervorden und Frederick Lau. Der Film erzählt eine positive und warme Geschichte, und er ist ein Beispiel dafür, was eine engagierte Kirche bewirken kann.



88 Minuten, ab dem 25. Mai
Regie: Dean Benzin

Der Bischof, der gerne auf Berge steigt



Foto: Michael McKee

Christian Kopp, der seit vier Jahren Regionalbischof von München und Oberbayern ist, wird am Reformationstag Bischof der bayerischen Landeskirche. Der 58-Jährige ist Nachfolger von Heinrich Bedford-Strohm (63), der in den Ruhestand tritt. Kopps Amtszeit endet, wenn er 67 Jahre alt und pensioniert wird. Bei der Wahl stimmten 56 Mitglieder der Landessynode für Kopp und 43 für die Landshuter Dekanin Nina Lubomierski (47), und drei enthielten sich. Im ersten Wahlgang hatten die beiden Geistlichen die erforderliche absolute Mehrheit verfehlt, die bei 55 Stimmen liegt. Der Vorschlag des Wahlvorbereitungsausschusses für ein neues Wahlverfahren bei einer außerordentlichen Synodentagung wurde von den Synodalen abgelehnt. Stattdessen stimmte die Synode mit großer überwältigender Mehrheit für einen siebten Wahlgang während der laufenden Tagung. Christian Kopp hatte sich als Dekan in Nürnberg stark im interreligiösen Dialog engagiert. Drei Jahre leitete er eine landeskirchliche Kommunikationsinitiative. Kopp, der

in Garmisch-Partenkirchen aufwuchs, ist passionierter Bergsteiger und Radfahrer. Die bayerische Landeskirche hat 2,14 Millionen Mitglieder.

Prälatur Nordbaden: Frau folgt auf Mann

Heide Reinhard, die ab 2017 Schuldekanin im Kirchenbezirk Emmendingen war, ist als Prälatin (Regionalbischöfin) von Nordbaden eingeführt worden. Die 60-Jährige ist Nachfolgerin von Traugott Schächtele, der in den Ruhestand trat. Der 65-Jährige ist *zeitzeichen*-Autor (siehe Seiten 48/49).

Von Bad Herrenalb nach Stuttgart



Foto: Michael Hornung

Pfarrerinnen Arngard Uta Engelmann, die die Akademie der badischen Landeskirche in Bad Herrenalb leitet, wird ab 27. Juni die beiden Landeskirchen Baden-Württembergs bei Landtag und Landesregierung in Stuttgart vertreten. Die 54-Jährige folgt Volker Steinbrecher (59) nach, der zum Diakonischen Werk Württemberg wechselt. Engelmann studierte Theologie und Mediävistik, war Gemeindepfarrerinnen in

Basel, Pfarrerin für Öffentlichkeitsarbeit in der Rheinischen Kirche, leitete die Evangelische Familienbildungsstätte Burg Bodenstein im Eichsfeld und danach die Evangelische Akademie Baden.

Prälatur Südbaden: Mann folgt auf Frau

Neuer Prälat für Südbaden wird am 28. Mai Marc Witzenbacher. Der 51-Jährige folgt Dagmar Zobel (66) nach, die in den Ruhestand tritt. Witzenbacher, der promovierter Theologe ist, war von 2002 bis 2011 Pressesprecher der badischen Landeskirche, dann theologischer Vorstand im Diakoniekrankenhaus in Freiburg im Breisgau, ab 2013 Referent der EKD bei der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland und ab 2019 Leiter des Koordinierungsbüros der Vollversammlung des Weltkirchenrates, die im vergangenen Jahr in Karlsruhe stattfand.

Pfingstler folgt auf Baptisten

An der Spitze der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF) steht erstmals der Vertreter einer kleinen Mitgliedskirche. Neuer Vorsitzender der VEF ist Marc Brenner, Präses der pfingstlerischen „Gemeinde Gottes“, die nach eigenen Angaben rund 4 400 Mitglieder hat. Der 50-Jährige ist Nachfolger von Christoph Stiba (55), der Generalsekretär des Bundes der Baptistengemeinden ist. Sie ist mit rund 76 000 Mitgliedern die größte Freikirche Deutschlands.

ANGEZEIGT

Grundschule

Grundlagen eines zeitgemäßen Religionsunterrichts an Grundschulen und Vorschläge, wie Dialog- und Toleranzfähigkeit gefördert werden können, stehen im Mittelpunkt der Broschüre *Religiöse Bildung und Evangelischer Religionsunterricht in der Grundschule*, die 72 Seiten umfasst und Euro 2,30 kostet. Sie wurde von einer Fachgruppe der EKD erarbeitet.

Bestellschrift: versand@ekd.de. Der Text ist aber auch kostenlos abrufbar unter www.ekd.de/ru-grundschule.

Brenner war bisher stellvertretender Präsident der VEF. In diesem Amt folgt ihm der Leiter des charismatischen Gemeindeverbandes „Foursquare Deutschland“ nach. Dieser hat nach eigenen Angaben rund 2 200 Zugehörige, darunter 1 100 Mitglieder. Neu gewählt wurden in den fünfköpfigen Vorstand der VEF der Zweite Vizepräsident des Bundes Freikirchlicher Pfingstgemeinden James Ros und der stellvertretende Leiter der Heilsarmee in Deutschland Hartmut Leisinger. Wiedergewählt wurde Stefan Kraft, methodischer Superintendent von Essen. Zur VEF gehören 13 Mitglieds- und zwei Gastkirchen mit zusammen rund 280 000 Mitgliedern.

Weniger Adventisten in Deutschland

Die Zahl der Siebententags-Adventisten ist in Deutschland zwischen 2012 und 2022 um 2,5 Prozent von 34 982 auf 34 092 gesunken. Das berichtete der *Adventistische Pressedienst (APD)*. Global stieg die Zahl in derselben Zeit von 17,5 Millionen auf 21,9 Millionen. Die Freikirche der Siebententags-Adventisten, die lange als „Sekte“ galt, ist Gastmitglied in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland und der Vereinigung Evangelischer Freikirchen. Die Adventisten feiern den Samstag und nicht den Sonntag als Ruhetag und lehnen Alkohol und Tabak ab.



Foto: Ippblume

Vor dem Festgottesdienst in Tingleff: Bischöfin Christiansen (links außen) und Bischof Magaard (rechts außen).

Friedensdenkschrift gefordert

Kirchentagspräsident Thomas de Maizière hat eine neue Friedensdenkschrift der evangelischen Kirche gefordert. In ihr dürfe es „nicht nur um die Moral gehen“, denn „Ethik muss sich auch im Handeln bewähren“, sagte der 69-Jährige in einem Gespräch mit dem *Evangelischen Pressedienst (epd)*. Kritikern von Waffenlieferungen an die Ukraine warf er einen einseitigen Blick auf die Konsequenzen vor. „Letztlich“ gehe es „um die Frage: Ist Frieden oder Freiheit wichtiger“, sagte de Maizière, der von 2011 bis 2013 Verteidigungsminister war. Auf die Frage, ob Pazifismus in seinen Augen naiv sei, antwortete er mit „Ja“, sagte aber auch, der Pazifismus sei „zugleich nötig als kritischer Maßstab“.

Deutsche Lutheraner in Süd-Dänemark feiern

Die „Nordschleswigsche Gemeinde“ (NG), der deutschsprachige Lutheraner im dänischen Teil der Region Schleswig angehören, hat am 26. März mit einem Festgottesdienst in Tingleff ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert. Die NG hat rund 15 000 Mitglieder. Sie ist der norddeutschen Landeskirche angeschlossen. Zwei Vertreter haben in der Synode der Nordkirche Antrags- und Rederecht. Den Festgottesdienst leiteten Gothart Magaard, Bischof für den Nordkirchensprengel Schleswig und Holstein, und Marianne Christiansen, Bischöfin des Sprengels Hadersleben der Dänischen Volkskirche. Die Gravensteiner Kirchengemeinderätin Andrea Kunsemüller schrieb auf der Webseite der NG, dass Bischöfin Christiansen auf Deutsch gepredigt habe, habe sie „gerührt“. Denn sie habe „als Kind wegen der deutschen Sprache unter Anfeindungen gelitten“. Nach der Teilung Schlesiens zwischen Deutschland und Dänemark 1920 hatte die Dänische Volkskirche in den Städten Apenrade, Hadersleben, Sonderburg und Tondern Pfarrämter für die deutsche Minderheit eingerichtet. Da die deutschen Lutheraner auf dem Lande kirchlich schlecht versorgt waren, gründeten sie 1923 die Nordschleswigsche Gemeinde als Verein nach dänischem Recht. Als Verein nach deutschem Recht sind die 6 300 dänischen Lutheraner in Südschleswig organisiert. Infos: www.kirche.dk/ng

Alle Christen in einer Kirche?

Der Präsident des vatikanischen Einheitssekretariats Kurienkardinal Kurt Koch hat gefordert, Ziel ökumenischer Bemühungen müsse die Wiederherstellung der „einen Kirche“ sein. Koch äußerte sich bei einem Besuch des Konfessionskundlichen Instituts des Evangelischen Bundes in Bensheim. Koch lehnte es ab, die „Leuenberger Konkordie“, mit der Protestanten ihre „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ bekräftigt haben, auch als Modell für Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche zu sehen. Die vor 50 Jahren verabschiedete Konkordie stellt die volle Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft bekenntnisverschiedener evangelischer Kirchen fest.

Die evangelische „Sonne unter Mond und Sternen“

Die fränkische Metropole Nürnberg lädt im Juni zum Evangelischen Kirchentag ein

TIMO LECHNER



1235 erstmals urkundlich erwähnt:
Die Lorenzkirche mit dem Engelsgruß
von Veit Stoß (1517/18).

Foto: Timo Lechner

Mehr als vierzig Jahre, nachdem der Evangelische Kirchentag 1979 letztmals in die mit rund 530 000 Einwohnern zweitgrößte Stadt Bayerns lockte, findet nun der 38. Evangelische Kirchentag vom 7. bis 11. Juni in Nürnberg statt (siehe auch Seite 16). Die Veranstalter rechnen mit rund 100 000 Besucherinnen und Besuchern zu den 2 000 Veranstaltungen. Für Viele ist Nürnberg nach wie vor der Inbegriff des protestantischen Bayerns. Woher kommt das – und stimmt das eigentlich (noch)?

Fragt man Jürgen Körnlein, dann erfährt man ein klares „Jein“. Der Stadtdekan Nürnberg, in dem derzeit etwa 124 000 Protestantinnen und Protestanten in 46 Kirchengemeinden leben, die wiederum in fünf Prodekanaten organisiert sind, bekenn: „Wir sind als Kirche da für die Menschen in der Stadt – egal, was sie glauben. Wir wollen diesen Geist Jesu verkörpern.“ Allerdings weiß er auch, dass die „Goldenen Zeiten“ lange zurück liegen. Aber die waren eigentlich noch nie so gülden, wie der Nimbus des „evangelischen Nürnbergs“ glauben machen will.

Schon seit langem ist das Verhältnis von Christen beider Konfessionen in etwa gleich, mit einem leichten Vorsprung der Protestanten. Bei der letzten Erhebung im vergangenen Jahr stellten beide Kirchen aber erstmals weniger als die Hälfte der Einwohnerzahl Nürnbergs. Katholiken und Protestanten teilen sich in der 1050 erstmals urkundlich erwähnten Stadt das Andenken an einen der Stadtpatrone: den Heiligen Sebaldus. Der sagenumwobene Priester und Wohltäter soll im 11. Jahrhundert gelebt haben und ist in der evangelischen Kirche St. Sebald in einem monumentalen, bronzenen Grabmonument von Peter Vischer bestattet.

Wer wissen will, warum der fränkischen Metropole heute noch gerne das Etikett „evangelisch“ angehängt wird, muss in die konfessionelle Geschichte Nürnbergs blicken. 1525 wird in Nürnberg die Reformation eingeführt, nachdem der Rat am 21. April das Verlesen katholischer Messen verboten hatte. Schon ein Jahr

zuvor war die neue Kirchenordnung in St. Sebald und St. Lorenz praktiziert worden, nachdem Pfarrer Andreas Osiander als Anhänger Martin Luthers dessen Lehren dort verbreitet hatte. „Nürnberg leuchtet in ganz Deutschland, wie eine Sonne unter Mond und Sternen“, soll der Reformator einst über die Reichsstadt gesagt haben. Klöster werden aufgelöst, in der Mitte des 14. Jahrhunderts erbauten Frauenkirche am Hauptmarkt wird ab sofort evangelisch gepredigt.

Handelswesen und Erfindergeist

Für die Stadt Nürnberg beginnt eine wahre Blütezeit. Handelswesen und Erfindergeist florieren, beflügelt von den neuen Ideen. „Mit der protestantischen Lehre zieht auch ein soziales Bewusstsein und Wohlfahrtswesen in die Stadt ein, das es so noch nicht gegeben hat“, erklärt Jürgen Körnlein. Politisch schwand allerdings die Bedeutung der Stadt. Mit Bekenntnis und Weltsicht des katholischen Kaisers kamen die Nürnberger zwangsläufig in Konflikt. Das führte auch gerade während des Dreißigjährigen Krieges zu Verwerfungen in der Stadt. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts können Katholiken wieder ein Bürgerrecht in der Stadt erwerben. Ab 1810 ist dann auch die Frauenkirche wieder katholisch, 1816 wird die erste Messe nach rund 300 Jahren gefeiert.

Heute leben Katholiken und Protestanten in einem ökumenischen Miteinander in Nürnberg. Gerade zwischen den Innenstadtgemeinden herrscht reger Austausch, es werden Projekte auf die Beine gestellt und Gottesdienste gefeiert. Touristenmagnet ist mit rund 700 000 Gästen pro Jahr die Lorenzkirche, die bedeutende Kunstwerke wie den „Engelsgruß“ von Veit Stoß oder das Sakramentshäuschen von Adam Kraft besitzt. Hier wird auch seit langem der Landesbischof der evangelisch-lutherischen Landeskirche ins Amt gesetzt. Das Dekanat Nürnberg ist Träger der größten evangelischen Gesamtschule in Deutschland, der Wilhelm-Löhe-Schule. ◀

• „Die Heftigkeit meiner Wut über- rascht mich. Vor weit über zehn Jahren habe ich den Kinderkram weggepackt und dem Dogma meiner Eltern den Rücken gekehrt. Längst habe ich gelernt, Gottesdienste als das zu sehen, was sie sind: billige Beschwörungen und Zaubersprüche, wie man sie zu Urzeiten am Lager- feuer sang, um die furchterregende Dunkelheit zu bannen. Ich hatte eine Überdosis vom Opium fürs Volk abbekommen ... Mit achtzehn habe ich den Staub von den Füßen gestreift und den Glauben meiner Kindheit genauso zu vergessen versucht, wie ich anscheinend eine der Sprachen meiner Kindheit vergessen hatte. Seitdem bedeuteten mir die Rituale der evangelikalen Christenheit so wenig wie das alljährliche Brim- borium in Mekka.“ Nachzulesen in Matt Rowland Hill in *Erbsünde*.

• „Sota ... gab mir seinen Leitartikel zu lesen. Die Kernthese lautete: Unsere Gesellschaft wird einerseits immer säkularer, pflegt aber anderer- seits einen immer drastischeren Moralkult. Man glaube heute nicht mehr an das unfehlbare Urteil Gottes, sondern an das der vermeintlich in- tegren Digitalgesellschaft. Wo früher die Priester die Absolution erteilt ha- ben, täten dies heute die Hohepries- ter unter den Bloggern, YouTubern & Co. Aus der christlichen Gemeinde sei die Netzgemeinde geworden. Der moralische Absolutheitsanspruch habe den Wirt gewechselt und sei zum säkularen Wiedergänger gewor- den, mächtiger denn je ... Deshalb sei es umso wichtiger geworden, diesen ‚Kreuzrittern mit Internetanschluss‘ eine neue Aufklärung entgegenzu- setzen“, heißt es in *Zwischen Welten* von Juli Zeh und Simon Urban.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Starke, rationale Lebewesen, die nie weinen?

Diese Tagung, die in Stuttgart statt- findet, beleuchtet aus unterschied- lichen Blickwinkeln Männerrollen in Geschichte und Gegenwart. Geschildert wird, wie Jungen zu Männern erzogen wurden und werden und was als unmännlich gilt. Gezeigt wird anhand von Tagebüchern und Biographien, was im Mittelalter als männlich galt. Nachgegangen wird den Veränderungen der Vaterrolle. Geschildert wird, wie Mannsein sich in der Kunst spiegelt und welche Rolle Männer in „Nahbeziehungen“ einnehmen. Und eine Doktorandin, die am „Zentrum für Gender Studies“ der Universität Basel promoviert, stellt vor, was sie über „Lebensweisen von Männern aus Führungspositionen in der Finanzbranche“ herausgefunden hat. Anmeldeschluss: 31. Mai.
Männlichkeiten als Lebensweisen in Geschichte und Gegenwart
15. bis 17. Juni, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 0711/1 64 07 52, E-Mail: storck@akademie-rs.de, www.akademie.rs.de

Zeit zur Muße, Zeit zur Einkehr, Zeit zum Nachdenken

„Franzosen arbeiten, um zu leben, Deutsche leben, um zu arbeiten“, heißt es. Unabhängig von diesem Klischee wird auch diesseits des Rheins ver- mehrt nach der „Life-Work-Balance“ gefragt. Dieser Frage geht die Sommer- akademie nach, die die Evangelische Akademie Baden und der Kirchliche Dienst in der Arbeitswelt veranstal- ten. Gezeigt werden, wie sich die Arbeitswelt verändert (hat), Beispiele für „gute Arbeit und ein gutes Leben“, was „betriebliches Gesundheitsma- nagement“ beitragen kann und was Psychologie und Theologie zu sagen haben. Und an jedem Tag treffen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in wechselnden Arbeitsgruppen. Und sie finden viel Zeit, sich zur Einkehr zurück- zuziehen. Anmeldeschluss: 1. Juni.
Fast am Zerreißen. Leben wir um zu arbeiten – oder arbeiten wir um zu leben?
3. bis 7. Juli, Evangelische Akademie Baden, Telefon: 0721/9 17 53 63, E-Mail: anne.becker@ebika.de, www.ev-akademie-baden.de

Frühling der Influencerinnen

KATHRIN JÜTTE

Zur Maienzeit liegt die Influenza endlich hinter uns. Fast gleichlautend, doch leider unbewältigt, erscheint die Problematik der christlichen Botschafterinnen. Der starken Frauen, die in analoger Präsenz und digitaler Frequenz positiven Einfluss nehmen könnten auf den schwankenden Kippunkt der Kirchen. Die Jungfrau Maria, Hildegard von Bingen, Katharina von Bora oder Teresa von Kalkutta suchen ihre Nachfolger- innen in der jüngsten Zeitenwende zur künstlichen Intelligenz. So bedauerte Margot Käßmann von evangelischer Seite bereits vor Jahren, dass die Rolle der Frauen bei der Ausbreitung des Glaubens nicht ausreichend beleuchtet sei. Ihr Ausscheiden als Botschafterin der EKD hat die Lage nicht verbessert.

Jetzt taucht am Medienhorizont ein Hoffnungsschimmer auf. Es ist eine Theologiestudentin an der Evange- lischen Missionsschule Unterweissach im Rems-Murr-Kreis. Zu ihren Studien gehört es laut Curriculum, mit unterschiedlichen Menschen das Leben zu teilen, missionarisch und diakonisch zu handeln, den Glauben authentisch zu leben, Gott und die Menschen zu lieben und zu dienen. So ist die junge Baden-Württembergerin laut *YouTube* nicht nur davon überzeugt, dass Gott ihren Weg leiten wird – sie tut auch einiges dafür. Die Zwanzigjährige lernte in Magdeburg, Jugendliche kreativ, musikalisch und sozial zu fördern, orientierte sich in einem Jugendnetz- werk, fand einen Mentor. Jetzt ist die angehende Religions- und Gemeindepädagogin kirchlich aktiv, will eine deutschlandweite Jugendplattform gründen und Diakonin werden. Aus dem O-Ton: „Demokratie sollte den Anspruch haben, die Jugend zu fördern.“ Aufgeschlossene *zeitzeichen-* Leserinnen und -Leser können ihre Persönlichkeit googeln, bitte merken: Kira Geiss. Schon wurde sie Miss Germany 2023. ◀

In der nächsten Ausgabe



Foto: picture-alliance/Olaf Schülke

Radikal werden

Ist das Christentum nur für bestimmte innerliche Aspekte des Lebens relevant? Theologien, die dem soziologischen Denkansatz von Niklas Luhmann anhängen, neigen zu dieser Perspektive. Der Diakoniewissenschaftler Tobias Foß entwickelt dagegen eine andere, radikalere Perspektive auf Glauben und kirchliche Praxis.

Streit um Triegel

Das Bild des Leipziger Malers Michael Triegel auf dem mittelalterlichen Altar im Naumburger Dom sorgte im vergangenen Jahr für Aufsehen. Damit der Dom den Status des Weltkulturerbes nicht verlor, musste der Altar ins Museum. War das richtig so? Eine Diskussion zwischen dem EKD-Kulturbbeauftragten Johann Hinrich Claussen und dem Hallenser Theologen Karl Tetzlaff.

Verzicht

Zu verzichten klingt wenig verlockend. Und sobald es um Maßnahmen geht, die Einschränkung bedeuten, ist die Empörung in der Bevölkerung groß: Tempolimit? Veggie-Day? Und doch wird eine sozialökologische Transformation ohne Verbot und Verzicht nicht gelingen. Ruth Gütter, EKD-Referentin für Fragen der Nachhaltigkeit, formuliert im Schwerpunkt der Juniausgabe ihre theologischen Überlegungen zur Suffizienz und zur Ethik des Genug. Und der Glotterbader Psychiater Christian Firus nimmt uns mit auf eine Entdeckungsreise in eine neue Kultur des Weniger. Er beschreibt, was wir gewinnen, wenn wir verzichten. Dominik Enste, Leiter des Clusters Verhaltensökonomik und Wirtschaftsethik am Kölner Institut der Deutschen Wirtschaft, legt dar, warum das Gegenteil von Verzicht, die Habgier, zwei Seiten hat. Ist Verzicht oberste Bürgerpflicht? Darüber streiten in einem Pro und Contra die *zeitzeichen*-Redakteurin Kathrin Jütte und ihr Kollege Stephan Kosch. Den Fragen im Interview stellt sich John von Düffel, Dramaturg am Deutschen Theater in Berlin.

Über den Trost

Im Kasseler Museum für Sepulkralkultur ist bis zum 17. September die Ausstellung „Trost – Auf den Spuren eines menschlichen Bedürfnisses“ zu sehen. Die Schau, mit der das Kasseler Haus eine Ausstellungstrilogie zum Themenfeld Trauer und Gedenken abschließt, versucht eine Annäherung an das Phänomen Trost aus verschiedenen kulturellen, religiösen und künstlerischen Perspektiven. Ein Phänomen, das, wie Jean-Pierre Wils – belgischer Philosoph und einer der Ideengeber der Ausstellung – meint, rehabilitiert gehören. Ein Rundgang mit der Journalistin Annemarie Heibrock.

Der Wegweiser zur Kulturpolitik

4,00 €
Hefenpreis
20 Jahrgang

2/23

Politik & Kultur

Zeitung des Deutschen Kulturrates

www.politikkultur.de

In dieser Ausgabe:
Ina Brandes
Annette Frier
Sebastian Kraumbiegel
Meron Mendel
Claudia Roth
und viele andere

Energiekrise
Hilfe kommt: Der Bundeskulturfonds Energie startet mit einer Milliarde Euro - Förderanträge sind ab der zweiten Februarhälfte möglich. Seite 3

Soziale Lage
Ende der Beschäftigenhitze: Für eine faire Bezahlung braucht es Tarifstärkung. Bund, Länder und Verbände liefern Vorschläge. Seiten 4 und 5

Antisemitismus
Wie antisemitisch ist der deutsche Kulturbereich? Der Antisemitismus von links und der länderübergreifenden Tech-Konzern nach rechts. Seiten 6 und 7

Medien
Nach der Fusion von RTL und Gruner + Jahr: Deutsche Medienunternehmen begegnen globalen Tech-Konzernen nicht auf Aughöhe. Seite 16

KI

In „L. Robert, dem Science-Fiction-Filmklassiker von Alan Smithee aus dem Jahr 2004, spielt Will Smith den Protagonisten. Der Sponsor ist ein Roboter, der sein Leben ein Teil von L. Robert ist und nicht nur...“



Let me entertain you.

Die Königsklasse der Kultur? Unterhaltung. Seiten 19 bis 23

- Ein Roboter darf keinen Menschen schaden oder durch Unachtsamkeit einen Schaden an Menschen auslösen.
- Ein Roboter muss jeden von einem Menschen gegebenen Befehl ausführen, aber nur, wenn dabei das eigene Gesetz nicht gebrochen wird.
- Ein Roboter muss seine eigene Existenz bewahren, es sei denn, dies widerspricht dem ersten oder zweiten Gesetz.

Mach Limonade aus Zitronen!

75 Jahre Israel

RON PROSSER

Wenn Sie in ein israelisches Restaurant gehen, werden Sie den israelischen Salat sehen. Das Salat ist eine Mischung aus Petersilie, Knoblauch, Olivenöl und Zitronensaft. Der Salat wird in der Regel als Vorspeise serviert.

Bei der Gründung Israels, war Palästina betriebl. Mandatsgebiet. 1979 legte die britische Regierung fest, dass in den nächsten fünf Jahren maximal 75.000 Juden nach Palästina einwandern dürfen.

Propaganda gegen Juden und Israelis muss der Vergangenheit angehören

Der jüdische Staat hat sich nicht als jüdisches Land, sondern als jüdisches Volk definiert. Das jüdische Volk ist ein Volk, das sich durch seine Geschichte und Kultur definiert.

Die neuen israelischen Verfassungen sind ein Schritt in die richtige Richtung. Sie definieren Israel als jüdisches und demokratisches Staat.

Von der Berliner Elementarstudie zum Kunden geht es nach Halle mitten in die Levante. Für Friede ein Jahr 2019 hat eine Studie von Götter und Schiller und war Zeit für seine großen Bemerkungen des amerikanischen Denkers Karl Marx.



Karl Zimmermann
als Geschäftsführer
des Deutschen
Kulturrates und
Herausgeber von
Politik & Kultur

4,00 €
Hefenpreis
20 Jahrgang

11/22

Politik

Zeitung des Deutschen Kulturrates

In dieser Ausgabe:
Wiebke Alhrdt
Jürgen Dusel
Michael Hellmann
Felicia Sternfeld
Christoph Markschies
und viele andere

In der Krise
Gleichberechtigung der Krisen überfordert die Kulturpolitik und besonders Kulturstiftungsinstitut Claudia Roth sind jetzt gefordert. Seite 5

Bundesarchiv
Die öffentlichen Haushalte geben Anlass zur Sorge für das Bundesarchiv: Der Schaden für die Erinnerungskultur wäre groß. Seite 4

Vinyl

Ich bin ein Compact Disc-Fan, habe gerne meine eigenen CDs und Vinyl...

Dossier »Land Art(«) - Kultur in ländlichen Räumen»

20 Jahre

Politik & Kultur

Zeitung des Deutschen Kulturrates

www.politikkultur.de

Bibliotheken
Nach der Krise macht sich die Bibliothekswelt nicht nur durch die Krise, sondern durch die Corona-Pandemie. Seite 5

Erinnerungskultur
Zweiheftigkeit: Was hat das Berlin-Museum für die Erinnerung im öffentlichen Raum zu tun? Wird es den Erwartungen gerecht? Seiten 8 bis 10

Japan
Das Land hat den Vorsitz im G7-Staatenverbund von Deutschland übernommen. Doch wie ist es um seine Kulturszene bestellt? Seite 13



Hygiene

Was ist das?

Hygienische Verhältnisse in den Mäktchen und in den Innenräumen sind wichtig für die Gesundheit. Die Hygiene ist ein zentraler Bestandteil der öffentlichen Gesundheit.

Zur Hygiene gehören auch die Epidemiologie und die Dispositionen ebenso wie die Ingenieurwissenschaften. Die Hygiene ist ein zentraler Bestandteil der öffentlichen Gesundheit.

Nic. 12/22-01/25
ISSN 1629-4217

Die Hygiene ist ein zentraler Bestandteil der öffentlichen Gesundheit.

Politik & Kultur, die Zeitung des Deutschen Kulturrates, erscheint zehnmal jährlich, informiert zu kulturpolitischen Fragestellungen und widmet zusätzlich in jeder Ausgabe einem aktuellen Thema einen Schwerpunkt. Sie wird herausgegeben von Olaf Zimmermann und Theo Geißler.

Abonnieren Sie jetzt »Politik & Kultur« für 30 Euro im Jahr inkl. Versand unter www.politikkultur.de oder per Email an abo@politikkultur.de und sparen Sie 25 Prozent im Vergleich zum Preis der Einzelhefte.



Exklusiv für **zeitzeichen**-Abonnenten

10% Rabatt auf alle Artikel¹ im Komm-Werbedienst-Shop^{2/3}

In diesem Shop finden Sie Artikel zu den folgenden Themen:

- Öffentlichkeitsarbeit
- Karten
- Kalender, Kirchenjahr
- Advent und Weihnachten
- Pilgern und Beten
- Geschenke für viele Anlässe
- Fundraising
- Fahnen, Plakate, Broschüren
- Trauer
- Taufe und Konfirmation
- Kinder
- Reformation



Das Angebot des Shops finden Sie unter:
www.komm-webshop.de
 Oder bestellen Sie unter Tel. 0521/94 40 220
 einen aktuellen Katalog mit Stichwort „zeitzeichen“



Kirchen-Ei
 BestellNr. 901138



Engel-Reflektor
 BestellNr. 9401510



Handkreuz
 BestellNr. 303802



Pflanzly Weihnachtsbaum
 BestellNr. 901162

- 1 Bücher ausgenommen (Preisbindung)
 - 2 Bis zu einem Bestellwert von 500,- Euro innerhalb eines Kalenderjahres
 - 3 Bereits rabattierte Produkte sind von dieser Aktion ausgeschlossen
- *Ihre Kundennummer (10-stellig) finden Sie entweder auf der Rechnung oder über der Versandadresse auf Ihrem Heft

Bestellcoupon

Versandkosten (Porto und Verpackung) kommen zu den angegebenen Preisen hinzu. Bei Inlandsbestellungen berechnen wir eine Pauschale von 6,95 € pro Auftrag und Lieferadresse. Ab 100,- € Bestellwert liefern wir versandkostenfrei. Ausgenommen davon sind Sperrgut-Sendungen, für die Versandkosten in Höhe von 21,95 Euro pro Sendung anfallen. Die Kosten für Auslands- oder Express-Sendungen werden nach Aufwand berechnet.



Tel. 0521 / 94 40 - 220
 Fax 0521 / 94 40 - 221

www.komm-webshop.de
info@komm-webshop.de

WerbeDienst-Vertrieb
 in der Luther-Verlag GmbH
 Cansteinstraße 1
 33647 Bielefeld

Um die o. g. Konditionen zu erhalten, sind Bestellungen nur über diesen Coupon möglich – bitte auch unbedingt Ihre Kundennummer* eintragen.

Stück	Artikel	Bestell-Nr.	Stückpreis
1	komm-Katalog	-	-

Ihre zeitzeichen-Kundennummer* (unbedingt angeben!)

Name/Vorname

Institution

Straße/Hausnr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Ort/Datum

Unterschrift